2

Nachtseiten der Gesellschaft.

Eine Gallerie merkwürdiger

Verbrechen und Rechtsfälle.

Herausgegeben

von

Dr. A. Diezmann, Dr. W. Jordan

und

Dr. L. Meyer.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1844.

Verlag von Otto Wigand.

Das Veilchensträußchen.

Aubigny ist ein hübsches Dorf bei Nancy, und seine meist aus Stein gebauten Häuser liegen in einem buschigen Thale im Schutze eines begrünten Berges, der ihm das reinste Quellwasser liefert. Der bescheidene Kirchthurm ragt anmuthig über die Kastanienbäume hinaus; der Gottesacker ist kahl wie der Tod; die Verstorbenen haben keine marmorne Wohnungen; kein Gärtner benutzt ihre Asche, um Georginen zu ziehen; es wächst nur Gras mit wilden Blumen dort. Ganz in der Nähe des Gottesackers beschatten alte Eschen und junge Linden einen grünen Garten, den Schauplatz der Tänzer und Ballspieler, und die, welche auf der Straße vorüberziehen, bewundern eine herrliche Ruine, das Portal eines Siechhauses aus dem zwölften Jahrhunderte, weiterhin ein Fenster mit merkwürdigen Bildhauerarbeiten, an welchem Abailard von Wissenschaft und Liebe träumte, und am Ende des Dorfes ein Thor mit spitzen Thürmchen von gothischer Bauart darüber. Schöne Obstgärten scheiden die Häuser von einander; Dornhecken und Fliedergebüsche fassen alle Gärten ein, und hier und da befindet sich vor einem Hause eine steinerne Bank, über welcher ein Weinstock sich hinaufrankt und ein Schwalbennest umschließt. Die Wirthshäuser haben kein anderes Zeichen als einen Mistelbüschel und etwa einen Angetrunkenen, der auf der Schwelle sitzt und raucht. In dem ganzen glücklichen Dorfe giebt es kaum zwei Uhren, und

wenn man wissen will, wie hoch es an der Zeit ist, sieht man nach der Sonne. Zeitungen findet man natürlich gar nicht; man begnügt sich mit dem Kalender, dem besten Journal, das den Vorzug hat, jährlich nur einmal zu erscheinen. Der Schulmeister in Aubigny schüttelt den Baum der Wissenschaft nicht zu sehr, der Feldhüter drückt gern ein Auge zu und der Herr Pfarrer auch.

In Aubigny wohnte ein Notar, der ein hübsches Haus und eine schöne Frau hatte. Sein Notariatsgeschäft brachte ihm im Durchschnitte jährlich etwa dreitausend Thälerchen, die Frau ein hübsches Kind und manches freundliche Lächeln, und das Haus schmückte Alles durch seinen Garten mit den schönsten, duftigsten Blumen. Wenn irgendwo das Glück gefunden werden kann so war es hier.

Leider stand gleich neben dem Hause ein im höchsten Grade lockendes Wirthshaus, in dem es drei sehr hübsche Wirthstöchter gab. Man mußte seine Freude haben, wenn man sie des Sonntags, geputzt, den Durstigen mit den weißen niedlichen Händchen einschenken und ein freundliches Lächeln obendrein geben sah. Man hätte ihretwegen zum Trunkenbold werden können. Sind es doch viele Leute wegen weit weniger geworden. So viel ist gewiß, daß dies Wirthshaus von Aubigny so stark besucht war, wie die Hölle, wie sich der Herr Pfarrer des Ortes auszudrücken pflegte, der allerdings weit weniger treue Anhänger hatte als das Wirthshaus.

Die Mädchen hatten überdies einen kleinen Putzhandel. Montags, wenn das Haus reingekehrt war, bedeckten sie die Tische mit Kleidern, Corsets, Tüchern, Häubchen, Bändern 2c., und das Gastzimmer sah dann tausendmal freundlicher aus, als am Tage vorher. Das eine Mädchen erzählte schalkhaft ein kleines Abenteuer aus der jüngsten **Chronique scandaleuse**; das andere machte Bandschleifen und dachte dabei an einen hübschen jungen Burschen; das eine besserte einen Riß in einem hübschen Häubchen aus, das andere begoß die Hyazinthen und Vergißmeinnicht im Fenster mit

noch weit größerer Anmuth, als es den Trunkenbolden die Gläser gefüllt hatte.

Die Stadt Troja, homerischen Andenkens, wurde aber auch durch den Zorn des Achilles nicht eifriger belagert, als die Fenster dieses Wirthshauses in Aubigny. Wenn die jungen Bursche spazieren gehen wollten, gingen sie gewiß hier vorbei. Wie viel wurde durch diese Fenster von Liebe gesprochen! Wie viele Liebesbriefchen wurden an die Rosenzweige an diesen Fenstern gesteckt, und wie viele noch weit feuerigere Blicke drangen hindurch! Es war zu fürchten, daß das Haus endlich wie Troja mit Sturm genommen und von den Flammen verzehrt würde.

Der Notar liebte seine Frau und seine Kinder, sein Amt und seinen Garten; aber welcher Mann würde nicht manchmal müde, immer dieselben Lippen zu küssen und dieselben Blumen zu pflücken, besonders wenn in der Nähe andere Blumen und andere kußliche Lippen locken, namentlich wenn man ein phantasiereicher Notar ist, und vor allen Dingen, wenn die schöne Jahreszeit die ganze Welt erwärmt und das All mit süßen Düften erfüllt? Unser Notar war ein Mann von feueriger Seele, der sein Herz nicht feiern lassen mochte, allerlei Luftschlösser bauete, viel und gern schwatzte, die Erzählungen Voltaire's las, mit dem innigsten Vergnügen Testamente schrieb, früh aufstand und spät zu Bett ging, ein Mann, der zu leben verstand, mit den Männern, seines Amtes wegen, freundlich und gegen die Mädchen und Frauen, seiner Natur gemäß, galant war. Man hatte ihn aber auch im ganzen Dorfe gern; sein Pferd erhielt überall den besten Hafer und seine Hunde wurden in den Salon des Schlosses wie in das Stübchen der niedrigsten Hütte eingelassen. Er wußte die trauernde Wittwe zu trösten, während er das Inventar des Nachlasses ihres Mannes aufnahm, und die Verlobte zu kirren, während er den Heirathscontract entwarf. Auch vergaß er sein gutes Recht auf den ersten Kuß nicht; nur überließ er es, wenn die Braut häßlich war,

seinem Schreiber; aber dies geschah äußerst selten, denn die Mädchen, die in jener Gegend heiratheten, waren fast ohne Ausnahme arm, d. h. hübsch. Bis zum Jahre **1832** hatte er die Untreue gegen seine Frau nicht weiter getrieben, eines Sonnabends im April aber, als er in seinem Hofe hin und her ging, gerieth er auf einen Abweg, d. h. er trat an die Thüre seines Hauses, um zu sehen, ob Leute in Geschäften zu ihm kämen. Was er da sah, weiß wohl Niemand. Er sah zum ersten Male mit den Augen des Herzens die drei Töchter des Wirthes, seines Nachbarn, die einander vor dem Hause wegen eines Veilchenstraußes haschten.

Diejenige, welche den so viel begehrten und beneideten Veilchenstrauß in der Hand hatte, lief geschwind nach dem Notar zu und bat ihn mit den Augen um eine Zuflucht. Der Notar nahm, ohne lange darüber nachzudenken, Partei und machte sich zum Ritter der schönen Verfolgten. Wie sehr sich auch die Andern bemüheten, das Sträußchen zu erhalten, er vertheidigte seine Schutzempfohlene, wenn ich auch nicht behaupten will, bis zum Tode, doch bis — zur Liebe. Als der Kampf beendigt war, ergriff er sanft das niedliche Händchen und fragte, was er dafür erhalte, daß er ihr den Sieg verschafft habe. Die kleine Hand bot ihm das Veilchensträußchen. Das war nun gewiß ein ganz unschuldiges Spiel, aber — man nehme sich vor den unschuldigen Spielen in Acht!

Die Schöne mit dem Veilchensträußchen hieß Cäcilie, und diese Cäcilie verbarg unter einem engelgleichen Aeußern ein Herz, das jeder Koketterie fähig war. Sie war die Schönste der drei schönen Schwestern, aber die Schönheit ist leider gar oft ein goldener Becher mit schlechtem Weine. Ein großer Maler hat einmal gesagt, die Schönheit sei ein Andenken vom Himmel; es mag wahr sein, aber die Schönheit selbst denkt nicht an den Himmel; sie hat viel zu viel auf der Erde zu schaffen. Cäcilie schlug die Augen nie höher empor, als bis zu ihrem Spiegel; sie war kokett,

kokett, daß man sich vor ihr hätte fürchten können, d. h. sie vernachlässigte ihr Herz zu sehr. Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß ihr Geist dabei gewann; aber was nützt der Geist, der auf Kosten des Herzens gepflegt wird?

Cäcilie stand im zwanzigsten Jahre, besaß schwarze Augen und Alles, was dazu gehört, Phantasie und bezaubernde Reize, aber keine eigentlichen Liebhaber, außer etwa einige lockere Zeisige von Aubigny, — einen Schreiber, einen Gerichtsdiener, einen kleinen Pächter und einen Feldmesser, die ihre Zeit besser zu benutzen wußten, als bei Cäcilien zu schmachten. Eine kleine Liebschaft indeß hatte sie doch gehabt, und zwar mit einem Schreiber des Notars, der — sich die Zeit vertreiben wollte. Er hatte zwei Wochen lang der Eitelkeit Cäciliens geschmeichelt und als sie dann erkannte, daß bei diesem Schreiber von Heirathen nicht die Rede sein könnte, war sie mit Waffen und Gepäck in ihr verschanztes Lager zurückgekehrt.

Seit dieser Zeit hatte sie sich ziemlich gelangweilt, aber ihre Eitelkeit war durch die erlittene Niederlage keinesweges verdrängt, im Gegentheil nur noch weit mehr gereizt worden, und sie wartete mit Ungeduld auf eine Gelegenheit, sie geltend zu machen. Das genannte Veilchensträußchen führte diese Gelegenheit herbei.

Der Notar nahm das Sträußchen, gewiß aus Versehen und Unachtsamkeit, mit in seine Schreibstube, und am andern Morgen, als seine Gedanken eben weiter nichts in Anspruch nahm, als ein Bogen Stempelpapier, roch er mehrmals an die Blumen, welche bereits die Köpfe zu hängen begannen. Am zweiten Tage, als er einen Clienten hinaus begleitete, bemerkte er das Sträußchen unter dem Auskehricht, welchen die Magd eben fortschaffen wollte; er hob es auf — vielleicht in Zerstreuung, aber doch auch mit einer gewissen heiligen Scheu, und steckte es in den Busen. So ruhete es auf seinem Herzen, während Cäcilie von seinem Herzen Besitz nahm.

Anfangs dachte Herr Deligny, Eduard Deligny — wir müssen

doch seinen Namen nennen — nichts Arges dabei. Es ist ein Scherz, meinte er und er roch mit ganzer Seele an die Veilchen. Hm! fuhr er fort, einmal im Jahre darf man wohl, ohne gegen seinen Heirathscontract zu verstoßen, nach einem hübschen Mädchen sehen und sich ein freundliches Lächeln gewinnen, — nur ein Lächeln, nicht mehr, ein Lächeln, das den Glauben an Mahomed's Himmel bestärkt.

Herr Deligny gewöhnte sich unwillkürlich an, an seiner Thüre jeden Morgen Tabak zu rauchen, wenn die Töchter seines Wirthes frühstückten. Er fand immer mehr Vergnügen daran, sie zu sehen und zu hören; sie bewegten sich mit gar zu reizender Leichtigkeit und Anmuth und plauderten so vergnügt!

„Eduard," sagte eines Tages seine Frau zu ihm, „Du rauchst jetzt zu unmäßig viel Tabak; Du wirst Dir schaden."

„Ich weiß es wohl!" antwortete der Notar, und er rauchte nur um so fleißiger früh und gegen Abend.

Der Garten des Notars war von dem des Wirthes nur durch eine Mauer getrennt. Da die Blumenzeit kam, so besuchten die drei Schwestern öfters ihre blühenden Blumenbeete, und es geschah zu dieser Zeit häufig, daß der Notar über die Mauer schauete, namentlich wenn Cäcilie bei den Blumen war. Eines Tages, als Cäcilie sich allein in dem Garten befand, warf sie Deligny mit den schönsten Rosen; Cäcilie antwortete eifrig, und das Schlachtfeld war demnach bald mit Todten bedeckt. Da erschien die Frau des Notars, die höchst verdrießlich ausrief: „Aber, Mann, wie hast Du den Pfirsichbaum und den Salat zertreten! Und alle Rosen hast Du abgebrochen! Bist Du närrisch geworden?"

„Leider, Frau, habe ich den Kopf verloren," antwortete der Natar, der wieder in seinen Trübsinn versank.

Ohne irgend etwas dabei zu denken, vergaß der Notar die Schönheit, die Zärtlichkeit und die Tugend seiner Frau. Sie war in seinen Augen bald nur noch eine Statue, welche zur Zierde

des Hauses diente. Madame Deligny ihrerseits, die sich viel mit ihren Kindern beschäftigte, erfuhr es zu allerletzt, daß ihr Mann sich durch seine schöne Nachbarin habe bestricken lassen. Uebrigens war Mad. Deligny keineswegs blos eine gute Hausfrau; sie besuchte trotz ihrer Tugend sehr gern das benachbarte Dorf, und man rühmte außerordentlich ihre Grazie, mit der sie tanze und zu Pferde sitze. Aber das war auch alles Böse, was man von ihr sagte und sagen konnte.

Zur Zeit, als die Akazien blüheten, entfernte sich der Notar sehr weit von der ehelichen Treue. Noch war er zwar der Geliebte Cäciliens nicht, aber die Scheidemauer — des Gartens — hatte er überstiegen. Ueberdies war diese abenteuerliche That nach Sonnenuntergang geschehen. Cäcilie fürchtete sich diesen Abend auch gar nicht, sondern erwartete ihn ganz gefaßt und sagte, da sie Romane gelesen hatte: „Noch trennt uns eine Scheidewand."

„Das war gut gesprochen, Cäcilie. Sie sind schön wie ein Engel, aber Ihr Geist ist gefährlich."

Der Notar hatte Recht, der Geist Cäciliens war der Geist des Bösen. Die Artigkeit des Notars hatte sie etwas kirr gemacht und sie wurde es immer mehr, so daß sie sich endlich, ehe sie ging, auf den sammetweichen weißen Hals küssen ließ.

Cäcilie hatte sich durch die Eitelkeit verlocken lassen, denn die Eitelkeit verblendete sie überall und zu jeder Zeit. Der Notar war beinahe ein schöner Mann, hatte viel Geld und, für einen Notar, viel Geist. Wenn er ausritt, ließ er sein Pferd vor den Fenstern des Wirthshauses paradiren, und dann war er doch auch der Vornehmste, d. h. der Notar.

Erst nachdem alle Klatschschwestern von Aubigny über Deligny und Cäcilie sich müde geschwatzt hatten, erfuhr auch die Frau des Notars etwas von dem öffentlichen Geheimnisse, und zwar auf folgende Weise. Sie pflückte eines Tages Johannisbeeren an der Mauer und bedachte, wie unglücklich Mad. T. und Mad. S.,

ihre ehemaligen Freundinnen, in der Ehe wären, während sie selbst alle ehelichen und mütterlichen Freuden genieße. Die arme Frau gab sich diesem lieblichen Traume ganz und gar hin, während sie den Finken auf dem nahen Kirschbaume singen hörte und sich an dem Dufte der Reseda erquickte, die der Wind zu ihren Füßen bewegte. Mit einem Male richtete sie verwundert den Kopf empor und horchte gespannt, denn sie hörte auf der andern Seite, hinter der Mauer, folgendes Gespräch.

Cäcilie (an der Mauer hingehend). Ich sage Ihnen, daß Sie mich unglücklich gemacht haben. Man spricht in ganz Aubigny von mir.

Der Notar (Cäcilien folgend). So sind Sie durch sehr wenig unglücklich geworden, liebe Cäcilie. Hören Sie nicht auf das Geschwätz und glauben Sie nur sich selbst.

Cäcilie. Sie haben gut reden. Was hilft es mir, daß ich ein gutes Gewissen habe? Ein gutes Gewissen verschafft einem Mädchen keinen Mann. Glauben Sie, daß mich jetzt Jemand haben will? Kein Bursche zwei Stunden in der Runde mag von mir etwas wissen.

Der Notar. Das ist nicht meine Schuld; soll Alles verloren sein, weil ich drei- oder viermal, in aller Unschuld, über die Mauer gestiegen bin?

Cäcilie (der es endlich gelingt, Thränen in ihre Augen zu bringen, — jene trügerischen Thränen, die allen Mädchen und Frauen zu jeder Zeit zu Gebote stehen). Wir wollen nicht mehr davon reden; ich werde allein leiden und mich nicht beklagen.

Der Notar (ergreift gerührt Cäciliens Hand). Cäcilie, Sie weinen?

Cäcilie (noch heftiger weinend). Nein, Herr Notar, ich weine nicht mehr, — im Gegentheil.

In diesem Augenblicke sah die Frau des Notars über die Mauer hinüber.

Die Frau des Notars. Ach, laßt Euch nicht stören.

Der Notar (durch den unerwarteten Anblick seiner Frau wie versteinert). Wie, zum Teufel, kommt sie daher?

Cäcilie (die ein Paar Schritte zurücktritt). Ich habe es Ihnen wohl gesagt, — übrigens, Madame, ist das wohl kein großes Unglück.

Die Frau des Notars. Ich werde mich nicht so weit erniedrigen, Sie anzuhören. Entschuldigen Sie sich vor Ihres Gleichen. Aber, was hast Du zu sagen, Mann?

Notar. Ich habe zu sagen, daß Du die Herzensangelegenheit falsch auslegst.

Die Frau. Wie soll ich sie auslegen?

Notar. Es ist nur ein Scherz.

Die Frau. Schweig, schweig! Ich weiß, was ich weiß. Die Wände haben Ohren.

Mad. Deligny nahm ihr Körbchen mit den Johannisbeeren und kehrte in ihr Zimmer zurück.

Cäcilie, der diese Störung sehr gelegen gekommen war, heuchelte einen tiefen Schmerz und sagte mit bebender Stimme zu dem Notar: „Leben Sie wohl und ängstigen Sie sich nicht meinetwegen. Die Thränen werden mir das Herz erleichtern.“

Diese letztern Worte erschütterten das Herz Deligny's vollends und er sagte: „Leben Sie wohl, Cäcilie, aber wir sehen uns wieder.“

Der Notar stieg entschlossen über die Mauer und Cäcilie ging nach dem Wirthshause zu. Als sie beinahe unter die Fliederbäume gelangt war, welche die Thür des Gartens beschatteten, drehte sie sich trostlos um. Der Notar war verliebter als je und dachte bei sich: „Wie ist aus dieser Sache herauszukommen?“

Mad. Deligny saß in ihrem Zimmer und weinte bittere Thränen. Anfangs war sie höchst unwillig und zornig gewesen; aber sie konnte, wie alle edeln Naturen, nichts thun als weinen. Der

Notar seinerseits fand, als er in sein Zimmer zurückkam, sehr zu gelegener Zeit einen Kaufcontract zu entwerfen. Cäcilie dagegen flüsterte vor sich hin: „Meines Gleichen! meines G l e i c h e n! Dafür soll sie mir büßen."

Dieser Vorsatz wurde auf schreckliche Weise in Ausführung gebracht; aber wir folgen der Geschichte Schritt für Schritt.

Cäcilie ging, während sie jene Worte vor sich hinsprach, durch das Gastzimmer und setzte sich an einem auf die Straße gehenden Fenster nieder. Ihre beiden Schwestern waren an den Brunnen gegangen. Es war beinahe finster, — ein schöner, stiller Abend, der wohl alle unruhigen Herzen besänftigen konnte. Cäcilie aber sah weder die Klarheit des Himmels, noch die Schönheit der Erde; ihr Herz war von Rache erfüllt, ihre Eitelkeit schürte das Feuer und sie gab sich diesen beiden Gefühlen mit einer gewissen Wonne hin.

Auch der Zufall trieb sie auf diesem dunkeln Pfade weiter, denn als sie auf die Straße hinausblickte, sah sie die Modehändlerin aus der nahen Stadt vorübergehen. Sie hatte einen blauen Hut mit Blumen, der für die Frau des Notars bestimmt war, in der Hand. Cäcilie seufzte bei dem Anblicke des schönen Hutes und dachte bei sich:

„Ach, wenn i ch doch auch einen Hut hätte!"

Von diesem Augenblicke an war sie eifersüchtig auf Madame Deligny, des Mannes derselben wegen, aber noch mehr wegen der Hüte.

„Wer weiß," fuhr sie fort, „wer einst die Hüte trägt." —

Der Notar seinerseits bemühte sich in seiner Schreibstube, ein Abkommen zwischen seinem Herzen und seiner Pflicht zu Stande zu bringen. Die Pflicht sprach sehr laut und erinnerte ihn an seine Stellung in der Welt, an sein Amt, seine Familie und seine Frau, aber — Cäcilie, die so schöne Augen hatte, einen so hübschen Mund und etwas so unbeschreiblich Reizendes in ihrem Lächeln! — Nur die, welche sich durch ein hübsches Gesichtchen

unbewußt haben verlocken lassen, wissen, wie schwer der Kampf und der Sieg ist. Der arme Notar, der eine lebhafte Phantasie und ein leicht entzündliches Herz besaß, war dem Kampfe nicht gewachsen, zumal da er sich immer noch mit der Hoffnung schmeichelte, Cäcilien auf irgend eine geheimnißvolle Weise wieder zu sehen. Das erwähnte Uebereinkommen lautete nun ungefähr also: „Ich werde meine Frau durch verdoppelte Zärtlichkeit besänftigen und sie, so oft als es ihr gefällt, zum Tanze gehen lassen; dafür sehe ich Cäcilien wieder, aber nicht mehr am hellen Tage; da sie mich liebt, wird sie überall hinkommen, wohin ich sie rufe, und ich werde deshalb irgendwo in der Nähe ein Versteck ausfindig machen, das der Teufel nicht errathen soll. Mit der Zeit wird die Liebe vergehen; vielleicht läßt sich Cäcilie auch durch Geld trösten; sie hat eine Tante in Nancy; sie mag dahin gehen und sich mit meinem Gelde einen Mann suchen. Dann werde ich wieder der beste Ehemann von der Welt. Dieses Uebereinkommen ist von den Parteien, d. h. der Liebe und der Pflicht, getroffen und genehmigt worden zu Aubigny, vor dem Notar, ohne Zeugen rc."

Vier Tage lang blieb der Notar seiner Schreibstube, wenn nicht seinen ehelichen Pflichten, treu; er widmete seine ganze Zeit den Geschäften und war ungemein fleißig. Seine Frau fing an, ihm im Herzen zu verzeihen, wenn sie sich auch noch nichts merken ließ. Er selbst hatte Cäcilien fast ein wenig vergessen; noch vier Tage und die Geschäfte würden die thörichte Liebschaft ganz beseitigt haben. Eines Morgens aber berief man ihn wegen eines Testamentes nach Massy; er ging hin und entwarf das Testament; auf dem Rückwege, in dem Wäldchen von Fontaine-Rouge, begegnete er Cäcilien, die graziös auf einem Esel ritt. Diese reizende Erscheinung unter den grünen Zweigen des Weges, in der duftigen Morgenfrische, war ein schicksalsschwerer Schlag, dem der Notar nicht entgehen konnte.

„Cäcilie!" rief er, „Sie sind es, Gott sei gedankt! Wohin wollen Sie?"

„Nach Massy, zu meiner Cousine Dumont."

Cäcilie war roth geworden, als sie den Notar erblickte. Sie war noch viel schöner und der Notar betrachtete sie mit wahrer Bewunderung. Da er sich mitten in den Weg gestellt hatte, so blieb der kleine Esel stehen und schüttelte die Ohren.

„Sie wissen nicht, Cäcilie, wie sehr ich mich freue, Sie hier zu sehen."

„Ich habe Sie sehr lange nicht gesehen, Herr Notar," entgegnete sie mit einem halb spöttischen, halb bittern Lächeln.

„Das weiß ich leider noch besser als Sie, Cäcilie, aber man muß sich in das Unglück fügen."

„So ist also Alles vorbei!" flüsterte sie betrübt.

„Ach, nein, nein, es ist nicht Alles vorbei, Cäcilie. Haben wir einander nicht viel, viel zu sagen?"

Cäcilie schwieg; denn das Schweigen — ist beredt.

„Hören Sie mich an, Cäcilie: Ich habe ein kleines Hanffeld hinter meinem Garten gekauft und werde da Ihnen zu Ehren einen kleinen Pavillon bauen, dessen Schlüssel ich nicht aus der Hand gebe. Abends könnten Sie dahin kommen und es erführe Niemand etwas davon, nicht einmal Ihr Beichtvater."

Cäcilie schwieg noch immer.

„Wie schön Sie in dem Häubchen und dem kleinen Busentuche aussehen!"

„Ich denke," entgegnete Cäcilie lächelnd, „in einem Hute und einem Shawl würde ich auch nicht häßlicher sein."

„Sie sind jetzt schön und würden unter allen Gestalten, mit oder ohne Shawl, schön sein. Was hindert Sie, einen Shawl zu tragen, wenn er Ihnen gefällt? Ach, wenn ich mit Ihnen in Paris wäre, wie gern würde ich Sie herausputzen! O, wie reizend müßten Sie aussehen in einem leichten Hütchen, mit einem herumflatternden Langshawl!"

Weiter kam es bei diesem Begegnen nicht; der kleine Esel wurde ungeduldig, denn er wußte, daß es in Massy süßes Heu gab.

„Leben Sie wohl, Cäcilie, ich erwarte Sie im Pavillon."

„Auf Wiedersehen, Herr Notar."

Sie sahen sich oft zärtlich nach einander um, und thaten dies auch noch, als sie einander nicht mehr sehen konnten. Diese Erscheinung Cäciliens wich lange nicht von den Augen des Notars, und er rief oft aus:

„Wie himmlisch sah sie an jenem Morgen auf ihrem kleinen wilden Esel mit dem rothen Kleide und dem niedlichen Häubchen aus!"

Er ließ den Pavillon am Ende des Gartens bauen. Ach, als er den ersten Stein dazu legte, erschütterte er sein Haus gewaltig.

Was geschah in diesem Pavillon? Der Notar erzählte Jedermann, er schreibe dort seine wichtigsten Acten; in Aubigny sagte man aber, man sähe häufig Abends im Dunkel eine weibliche Gestalt unter dem Fliedergebüsch am Pavillon, die dann plötzlich verschwinde.

Mad. Deligny vergoß die bittersten Thränen; denn die arme Frau konnte in ihrem Schmerze nichts thun, als weinen. Zwar trocknete ihr der Notar bisweilen die Thränen ab, aber die Quelle derselben verstopfte er nicht. Gleichwohl war er aufrichtig zärtlich und besorgt bei seiner Frau, und er schwur bei sich selbst und bei dem Schatten seines verschwundenen Glückes, nicht mehr auf dem Pfade der verderblichen Leidenschaft zu wandern; sobald er aber Cäcilien wiedersah, unterlag er auch immer wieder dem Zauber von neuem. Cäcilie war gleichsam die Schlange der Bibel; sie bezauberte ihn durch den ersten Blick. Der liebe Gott begann die Schöpfung des Weibes, die Schlange vervollständigte sie.

Uebrigens hatte der Notar in dem Pavillon nicht eine Stunde wahren Glückes. Obwohl Cäcilie sehr reizend war, so dachte er doch immer an seine Frau, die weinte. Zwischen dieser doppelten

Liebe, der von dem Himmel und von der Erde gesegneten Liebe, der ruhigen, innigen, bis zum Tode ergebenen Liebe, der Liebe, deren man sich überall rühmen kann, deren man sich nirgends zu schämen braucht, und jener thörichten, jener unsinnigen Liebe, jener Liebe voll Angst und Schmerzen, die, wie die heilige Schrift sagt, Salz auf den Acker des Lebens streut, zwischen diesen beiden so ganz verschiedenen Frauen hin- und herschwankend, fühlte er endlich, daß er so das Glück nicht finde; aber es war bereits zu spät; er ging mit starken Schritten seinem Verderben entgegen. Ob er sich auch sträubte, Cäcilie zog ihn mit sich fort, und die Gefahr selbst ist ein Reiz.

Auch Cäcilie fühlte Reue; die Eitelkeit hatte ihr Herz noch nicht ganz erfüllt; der Himmel, der immer mit seinen irrenden Kindern Mitleiden hat, sandte ihr von Zeit zu Zeit einen guten Gedanken, einen reinen Thau, der sich auf ihre Vergehen senkte; ja sie weinte bisweilen mit wahrem Schmerze, sie erkannte ihre Schuld, betete zu Gott, und nahm sich vor, umzukehren. Aber allmälig strich der rauhe Wind der Welt über diese Himmelsgedanken, über diesen Schmerz, dieses Gebet und diese Reue; sie gab der Versuchung nach, tröstete sich mit ihrem Spiegel und betäubte sich durch falsche Freuden. — Was nützt denn auch die Tugend? fragte sie sich dann, wenn auch ganz leise. Die Tugend verschafft mir vielleicht einen Bauerburschen in Sonntagsstaat, bei dem ich das Feld umgraben und das Haus auskehren muß, der mir die Zeit nicht giebt, mein Haar zu ordnen und zu singen; das mag für Adelen und für Sophien gut genug sein; mir ist etwas besseres bestimmt; bin ich es überdrüssig, hier schön zu sein, so gehe ich anders wohin, nach Paris. — Cäcilie hätte eine kleine Todsünde begangen, wenn sie dadurch nach Paris hätte kommen können. Sie träumte Tag und Nacht von Paris. Der Notar nahm in ihrer Seele keinen großen Platz ein, in ihrem Herzen gar keinen. — Er hat mich in schlimmen Ruf gebracht, und kann

mich nicht sitzen lassen; habe ich mich an seiner Frau genug gerächt, ist er meiner überdrüssig, dann gehe ich mit seinem Gelde nach Paris.“ So denken und sprechen die Mädchen, wenn ihnen die Unschuld nicht mehr am Herzen liegt.

Das Glück, welches bis dahin das Haus des Notars begünstigt hatte, entfloh unterdeß, um nimmer wiederzukehren. Ja, das Unglück stellte sich statt des Glückes ein. Die Notariatsstube in Aubigny gehörte zu den am wenigsten besuchten, wenn sich nicht ein sehr tüchtiger Notar darin befand; es giebt in der Umgegend so viele Notare, daß die Geschäfte nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen, und die Notare sehr aufmerksam sein müssen, um sie an sich zu ziehen. Der Notar von Aubigny ließ aber seit einiger Zeit die Geschäfte gehen, wie und wohin sie wollten, und seine Schreibstube gewann dadurch eben nicht. Die Leute ziehen die Notare vor, welche sich ihrer Geschäfte recht ernstlich annehmen; die Zerstreuten werden nicht beachtet, und zu diesen gehörte der von Aubigny bald.

Sein Vermögen war das glänzendste nicht; er hatte 25,000 Frcs. von seinem Vater geerbt; seine Frau hatte ihm außer ihrer Tugend und Schönheit 50,000 Francs zugebracht, und in den letzten fünfzehn Jahren hatte er sich 50,000 Francs erspart; das war Alles. Das Notariatsgeschäft war übrigens durch Alles dies kaum bezahlt. Seine Frau sollte noch mehr erben, aber vielleicht erst spät, und Herr Deligny hatte also gar keine Zeit zu verlieren; er konnte in einigen Jahren sehr viel einbüßen. Er ahnte dies mit Schrecken. „Ja,“ dachte er eines Abends, „dem Glücke wird das Vermögen nachfolgen.“ Wenn das Vermögen entschwinden will, ist es durch nichts zurückzuhalten; jeder Schritt, den man in dieser Absicht thut, entfernt Einen zwei davon. Deligny kaufte, wie es andere reiche Leute vor ihm gethan hatten, ein kleines Schloß mit Zubehör, um es zu zerschlagen und einzeln wieder zu verkaufen, aber er verlor zwanzigtausend Francs dabei. Gleichzeitig war er der

Gläubiger eines Kaufmanns in Rouen geworden, der sehr bald darauf Bankerott machte. Kurz, nach einem Jahre stand Deligny am Rande des Verderbens.

Eines Morgens, als er allein in seinem Zimmer sich befand, sein Leben überdachte, die Erinnerung an früheres ruhiges Glück vor seiner verderblichen Liebe zu Cäcilien heraufbeschwor und dabei den Stand seines Vermögens überrechnete, stellte sich ihm sein Unglück deutlicher als je vor die Augen. Da erfaßte ihn die Verzweiflung mit aller Macht, und er weinte wie ein Kind.

Seine Frau, die alle seine Schritte belauschte, horchte in diesem Augenblicke an der Thüre, um wo möglich ein Wort der Reue zu vernehmen. Sie hörte schluchzen und öffnete sofort rasch die Thüre. Der Notar hatte sich kaum umgedreht, als ihn seine Frau umschlang und ausrief:

„Ach, endlich weinst Du. Gott sei gelobt; Du weinst, armer Eduard, und bist nun gerettet.“

Während sie so sprach, küßte sie ihm die Thränen von den Wangen.

Der Auftritt war rührend. Der Notar legte sein sorgenschweres Haupt an den klopfenden Busen seiner Frau und athmete seit langer Zeit wieder freier.

„Nicht wahr,“ sagte sie zu ihm, „es gehört wenig dazu, um das Herz wieder aufzurichten; aber, böser Mann, Dein Herz ist noch nicht genesen. So lange der Pavillon steht, wirst Du nicht frei umherzugehen wagen. Lieber Mann, laß den unglücklichen Pavillon abtragen und pflanze eine Trauerweide auf die Ruinen.“

„Ja,“ entgegnete Deligny, „ja, ich will dies Gebäude meines Unglücks selbst einreißen und einen Stein nach dem andern abtragen. Arme Lucilie, vergieb mir; ich bin undankbar, aber nicht schlecht; ein böser Engel zieht mich gegen meinen Willen fort; aber von nun an will ich mich mit aller Kraft an Dich festhalten und ich schwöre Dir —“

„Genug, kein Wort mehr davon," unterbrach ihn seine Frau, indem sie den Reuigen küßte. „Ich vertraue und glaube Dir."

Nach einer Pause fuhr sie dann fort: „Ich weiß Alles; Du bemühst Dich vergebens, Deine Geschäftssachen zu verbergen, von — den andern ganz zu schweigen. — Ich weiß, daß Dich das Unglück verfolgt, und daß uns kaum so viel übrig ist, um allenfalls mit Mühe und Noth davon leben zu können. Aber fürchte Dich nicht, noch ist nicht Alles verloren, wenn Du mich liebst; mein Vater wird Mitleid mit Deinen Verirrungen haben, und übrigens bin ich ja da (sie zeigte auf das Herz ihres Mannes) und will da bleiben. Hatte ich doch meinen Platz da in der schönsten Zeit, und es ist gewiß nicht viel gefordert, wenn ich in der schlechten meinen Platz wieder in Anspruch nehme... Hast Du mich wieder da aufgenommen, so wird Dir keine Zeit übrig bleiben zu Gedanken an —"

„An das schwarze Brot, das Du durch meine Schuld essen mußt, nicht wahr? Arme, liebe Frau! Ich will nicht mehr so schlecht sein, Dich Noth leiden zu sehen; Du hast Alles für mich geopfert, als ich es nicht würdig war, hast mit Freuden Dein Vermögen hingegeben und würdest Dein Todesurtheil unterschrieben haben, wenn ich es verlangt hätte; ich will mich nun nach meiner Art rächen für diese Aufopferung, die mich niederbeugt. Wir sind jetzt neu vereint, und der Himmel wird nicht mehr zürnen. Mit Deiner Hülfe, durch Deine Liebe werde ich mich wieder aufrichten. Laß mich Dich küßen mit meinen noch entweiheten, aber bereits wieder gereinigten Lippen."

Sie küßten einander voll Innigkeit, drückten einander die Hand, und ihr Blick schien zu sagen: rechne auf mich.

Der arme Notar meinte es so ehrlich, daß er aus seiner Bibliothek den vertrockneten Veilchenstrauß holte, an den er in seinen bösen Tagen immer gern gerochen hatte. „Nimm diesen Strauß,

meine arme Lucilie," sagte er, „der die größte Schuld trägt. Es ist Alles, was ich von Cäcilien habe."

Deligny erzählte nun, was ich erzählt habe; wie die drei Mädchen des Schenkwirthes einander wegen des Veilchenstraußes verfolgt hätten, und wie er Cäcilien vertheidiget und dabei von Netzen derselben umstrickt worden sei.

Madame Deligny nahm seufzend den Strauß, der jetzt ein kostbares Pfand der Wiederversöhnung geworden war.

Ach, am Abend desselben Tages brach der Notar schon wieder das heilige Versprechen, das er seiner Frau gegeben hatte. Er begab sich in den Pavillon, um für immer mit Cäcilien zu brechen. Sie ließ diesmal lange auf sich warten. Wird man es glauben? Deligny war so daran gewöhnt, sie wie einen Schatten durch das Gebüsch schlüpfen und in seine Arme fliegen zu sehen, daß er eine gewisse Leere fühlte, als sie nicht kam. Er liebte seine Frau, ja, aber er liebte leider! auch Cäcilien.

Endlich kam sie; aber sie ging diesen Abend langsam wie eine Geliebte, die zum letzten Male den Ort der Zusammenkunft mit dem Geliebten verläßt. Sie erschien trostlos und niedergeschlagen, mit dem Blick des Unwillens im Auge, in dem Pavillon, setzte sich schweigend auf das kleine Canapee und schien Worte des Trostes von dem Notar zu erwarten.

„Was ist Dir?" fragte Deligny.

„Deine Frau ist bei meinem Vater gewesen und hat ihm gesagt, ich sei Deine Maitresse, und zwar gerade in einem Augenblicke, als mein Vater wegen einer armseligen Summe von dreitausend Francs unbarmherzig verfolgt wurde. Wir haben nur das eine Haus, das soll verkauft werden, und man wird uns herausstoßen."

Deligny wußte nicht, was er sagen sollte.

„Aber," fuhr Cäcilie fort, „warum theile ich Dir meinen Kummer mit?"

„Cäcilie, ich bin tief gerührt, aber was kann ich thun?"

„Sprichst Du doch, als wäre ich Dir ganz fremd. Geh, Du bist ein Notar und nichts weiter.“

Es folgte eine Pause auf diese Worte, und Deligny ließ sich gegen seinen Willen durch die Thränen Cäciliens erweichen. Er meinte, als Mann von Ehre dürfe er sie nicht verlassen, da sich eben ihre Familie in Noth befinde und gerade von dem Spotte und den bösen Zungen des Dorfes mehr als sonst verfolgt werde. Statt sich für das Opfer Cäciliens zu halten, sah er in ihr sein Opfer; er verwünschte seine unselige Liebe, aber konnte er auch die verwünschen, welche zum Entzücken schön war? Zwar kam es ihm zuweilen vor, als meine sie es mit ihrer Liebe nicht ehrlich, wenn er aber bedachte, daß sie durch dieses Spiel doch nichts gewinne — und wer im Leben nichts gewinnt, verliert — kehrte bald sein früheres Vertrauen zurück.

Das Mädchen, das in seiner Verirrung noch weiter gehen wollte, bot diesen Abend, nachdem sie den Schmerz, die Seufzer und Thränen angewendet hatte, ihre ganze Verführungskunst auf. Obgleich der Notar die Augen zudrückte und an seine Frau dachte, er erlag dem Zauber und verschob den Bruch mit Cäcilien auf den nächsten und denn wieder auf den nächsten Tag.

An diesem Tage erschien der Wirth bei dem Notar, nicht um mit ihm von seiner Tochter, sondern von seinem Hause zu sprechen, das ihm mehr am Herzen lag. Der Wirth war ein Trunkenbold und hatte auch, ehe er zu dem Notar ging, so viel getrunken, daß er nicht fest auf den Beinen stehen konnte. Deligny dachte bei sich; „ich habe freiwillig den bösen Weg betreten und mußte auf schlimme Folgen gefaßt sein.“ Er gab dem Wirth Geld, mehr aus Besorgniß vor gewissen Enthüllungen, als um Cäcilie angenehm zu sein. Der Wirth unterschrieb einen Schuldschein und sagte dann mit schrecklichem Lachen:

„Sie werden nichts dabei verlieren, Herr Deligny; Sie sind gedeckt; haben Sie nicht die Cäcilie?“

Das waren schreckliche Worte und sie schnitten dem Notar ins Herz. Der Wirth aber ging ganz vergnügt mit seinem Gelde fort.

Nun fing in Aubigny Alles an, von der Unordnung in dem Notarsbureau Vortheil zu ziehen, zuerst der Schreiber; er verschwand und hinterließ die Geschäfte in noch größerer Verwirrung. Ein Bewohner von Aubigny, der, man wußte nicht wie, reich geworden war, setzte sich in den Kopf, auf Kosten des Notars einen Schlag zu machen. Sie hatten mit einander ein kleines recht einträgliches Gut gekauft, um dasselbe zu parzelliren. Der Miteigenthümer, der hörte, daß der Notar in Verlegenheit sei und nicht wisse, wie er sich herausziehen solle, meinte, er würde ihm wohl billig seinen Antheil an dem Gute abtreten. Er ging zu ihm, aber der Notar ließ sich nicht überreden; ja, er ärgerte sich über den Antrag so sehr, daß er dem Manne, um mit ihm gar nichts mehr zu thun zu haben, 5000 Francs Gewinn bot, wenn er ihm seinen Antheil abtreten wolle. Der Mann ließ sich dazu bereden. Er hatte für seinen Theil 50,000 Francs gegeben. Der Notar konnte diese Summe wohl aufbringen. Das Gut war ja Bürgschaft. Der Miteigenthümer begnügte sich mit dem kleinen Gewinn und trat seinen Antheil ab.

Mit dem armen Notar ging es immer schlimmer; sein Vermögen schmolz ganz und gar.

„Ich muß um jeden Preis aus dieser Verlegenheit heraus," sagte er aufgebracht; „ich muß mich wieder aufrichten und durch neues Glück die Leute ärgern, die schon lachen und morgen vielleicht mit den Fingern auf mich weisen. Noch ist nicht Alles verloren."

Alles war verloren, nur die Ehre nicht, und die Ehre — hing an nichts mehr. In jeder Stunde verfolgte den Notar ein böser Geist. Er sollte den Tag nach der Cession seinem Mitkäufer die 5000 Francs Gewinn bezahlen. An diesem Tage schrieb er, während er den Mann erwartetete, eine Quittung:

„Ich, der Unterzeichnete, Stephan Leroux, bekenne, von „Herrn Eduard Deligny, Notar in Aubigny, die Summe „von fünftausend Francs in klingenden giltigen Münz„sorten außer der Kaufsumme für die Abtretung des Gutes M. „erhalten zu haben und bescheinige dies hiermit."

„Aubigny, den 12. Juli 1833."

Während der Notar diese Quittung schrieb, wurde er von seinem bösen Geiste gepeiniget, verblendet. Ach, sagte er, wenn das eine vollständige Quittung über die völlige Abtretung wäre, könnte ich heute noch das ganze Gut an T. verkaufen und würde morgen Geld haben, um die zu befriedigen, die zu klagen und zu drohen anfangen.

Er sah sich um und erröthete. Er erschrak über sich selbst, stand auf und ging zu seiner Frau. Die Frau war ausgegangen; er war allein und der böse Geist hatte also freies Spiel. Ja! dachte er, wer betrügt, kann wieder betrogen werden. Er dachte lange nach und versank mehr und mehr in verbrecherische Gedanken. Endlich bildete er sich ein, wenn er den Andern mit dem festen Vorsatze betrüge, ihm keinen Schaden zuzufügen, d. h., ihm zu der im Contract angegebenen Zeit die Summe zu zahlen, da begehe er nichts Unrechtes; ja, er verhindere durch die trügerische Quittung großes Unglück; er verkaufe das Gut gegen baare Zahlung, aber im Stillen, an Herrn von T., der ein Ehremann sei und der das Geheimniß nicht verrathen werde; mit dem Gelde, das er für das Gut erhalte, könne er seine Geschäfte einigermaßen wieder ordnen und später werde es schon besser gehen.

Er nahm die Feder wieder und schrieb eine andere Quittung, ohne sich gestehen zu wollen, daß er Gebrauch davon machen würde.

„Ich, der Unterzeichnete, Stephan Leroux, bekenne, von „Herrn Eduard Deligny, Notar in Aubigny, die Summe von „fünftausend Francs in klingenden giltigen Münzsor-

„ten ein für allemal für die gänzliche Abtretung des Gutes „M. erhalten zu haben und bescheinige dies hiermit.“

„Aubigny, den **12.** Juli **1833.**“

Kaum hatte er die letztern Worte geschrieben, als die Thüre geöffnet wurde und Stephan Leroux hereintrat.

„Nun, Herr Deligny, ist die Quittung bereit?“

Der Notar erbleichte.

„Sie meinen das Geld?“ sagte er, indem er zu lächeln versuchte.

„Das Geld und die Quittung natürlich.“

Während des Gesprächs hatte der Notar die zweite Quittung weggelegt mit dem Vorsatze, keinen Gebrauch davon zu machen. Da Leroux Eile zu haben schien, so zählte er ihm ziemlich still die **5000** Francs hin, dann las er ihm die erste Quittung vor. Leroux hörte gespannt auf jedes Wort und ging einige Male in dem Zimmer hin und her, um zu überlegen, ob er nichts wage, was er jedesmal fürchtete, wenn er seinen Namen unterschrieb.

„Es ist gut, es ist gut so,“ sagte er dann nach seiner Gewohnheit, „ich kann das unterschreiben.“ Dann setzte er seine Brille auf, nahm eine Feder und bog sich über den Schreibtisch. Bei dem Aufstehen hatte der Notar ein Buch weggeschoben, unter dem die zweite Quittung lag, und in Folge eines der seltsamen zufälligen Ereignisse, welche den Glauben erregen können, das Schicksal spotte unserer, nahm Leroux diese Quittung, um sie ohne Arg zu unterzeichnen. Er warf einen flüchtigen Blick darauf wie ein mißtrauischer Mensch, der sein Mißtrauen nicht merken lassen will, und sah das Wort f ü n f. „Es ist richtig, es ist richtig,“ dachte er bei sich, während er bei dem Unterschreiben das Datum las. Der Notar sah den Irrthum; er konnte sich noch retten, er wollte nachdenken, aber durch Nachdenken wäre Zeit verloren worden und mit der Zeit war Alles verloren.

Er nahm die andere Quittung weg, indem er that, als suche

er einen Brief; er erröthete und erblaßte abwechsend, — er litt wahre Höllenpein.

Leroux ging mit dem Gelde fort, und Deligny athmete wieder etwas freier. Wäre er in diesem Augenblicke vor den Spiegel getreten, er würde vor sich selbst erschrocken sein. Um in der freien Luft sich zu beruhigen, ging er in seinen Garten und er war mit seinen Gedanken so sehr beschäftiget, daß er seine Frau nicht kommen sah. Als sie vor ihm stand, fuhr er zurück wie ein böser Geist vor einem Engel. Er wagte nicht mehr zu weinen, er hatte keine Thränen mehr.

Noch denselben Abend hatte der Notar eine Besprechung mit dem Grafen von T. wegen der Meierei. Sie dauerte nicht lange. Deligny verkaufte sie ohne Verlust, aber auch ohne Gewinn und kam mit dem Grafen überein, daß derselbe am zweiten Tage 15,000 und am Ende des Monats 60,000 zahle, dagegen 25,000 zurückbehalte, um wegen einer Hypothek von diesem Betrage gesichert zu sein, welche der Notar binnen sechs Wochen löschen zu lassen versprach. Unter den Urkunden übergab er auch die verderbliche Quittung, da er hoffte, sie würde nie vorgezeigt werden, und da er die Gewißheit hatte, Stephan Leroux zur bestimmten Zeit zu bezahlen. Ehe Deligny unterschrieb, theilte er dem Grafen von dem Stande seiner Angelegenheiten soviel mit, als mittheilbar war; der Graf hielt ihn für einen etwas leichtsinnigen Mann, der sich gegen das Unglück nicht zu schützen vermocht habe; seine kleinen Liebesabenteuer waren ihm wohl auch bekannt, aber wer will in solchen Dingen den ersten Stein aufheben? Der Graf von T. beklagte also Deligny und erbot sich, den Kauf nicht definitiv, sondern auf Widerruf abzuschließen. Ehe Deligny unterschrieb, bat er ferner den Grafen, von der Sache durchaus zu schweigen; „lassen Sie den Kauf vor der Hand unter uns bleiben; wenn man etwas davon erfährt, bin ich verloren!“ Der Graf gab ihm sein Ehrenwort.

Als der Notar wieder in seiner Schreibstube ankam, sank er

auf seine Kniee nieder und betete inbrünstig zu Gott, ohne aber zu wagen, die Augen zum Himmel aufzuschlagen.

Zwar durch das Gebet etwas beruhigt, aber doch noch immer durch die schrecklichsten Gewissensbisse gefoltert, eilte er in seinen Pavillon und zertrümmerte da, wie ein Wahnsinniger, Alles, was er mit den Händen und Füßen zertrümmern konnte. Zuerst zerbrach er einen Spiegel, in welchem er tausendmal das Bild Cäciliens bewundert hatte, dann warf er sämmtliche niedliche Meubels dieses entweiheten Ortes durch das Fenster hinaus.

„Der Pavillon soll stehen bleiben," sagte er, „aber öde soll er sein, allen Winden zugänglich, und ich will da unter den Eulen und Fledermäusen weinen und wehklagen."

„Ach!" begann er dann wieder, als sein Zorn sich gelegt hatte, „wenn Cäcilie käme, würde ich doch nur die Kraft haben, vor ihr auf die Kniee zu fallen. Ach, Cäcilie, komme nicht, es wäre um Dich geschehen; ich würde Dich ermorden, der Pavillon würde das Sterbelager für uns Beide werden. Komme nicht, Cäcilie, komme nicht."

Abends kam Cäcilie, aber der Notar war nicht da. Sie errieth so ziemlich, was geschehen war, als sie die Trümmer des Spiegels sah, jenes Spiegels, des Gegenstandes, den sie von Allem in dem Pavillon, den Notar eingeschlossen, am meisten liebte.

„Der Elende!" sprach sie bei sich; aber Geduld, noch ist er nicht am Ende seiner Leiden."

Der Graf von T. hielt sein Ehrenwort, aber er hatte in seinem Dienste einen Bauer aus Aubigny, der das Amt eines Haushofmeisters bei ihm bekleidete. Stephan Leroux ließ diesem bisweilen ein Glas Wein einschenken, blos um zu erfahren, was in dem Hause des Grafen vorgehe. Es ist immer gut, wenn man die Angelegenheiten Anderer kennt, besonders, wenn man ein Interesse dabei hat, die seinigen zu verbergen. Dieser Bauer also begegnete dem Stephan Leroux auf dem Schloßberge und redete ihn mit der Frage an:

„Nun, Herr Leroux, Sie verkaufen also ihre Meierei an den Herrn Grafen?"

Leroux dachte eine Zeitlang nach.

„Da sehe Einer!" sagte er dann, „der verfluchte Notar.. Aber er soll mir bezahlen."

„Ich denke, der Herr Graf wird Sie bezahlen.. Nehmen Sie sich in Acht, Herr Leroux, darunter steckt etwas: der Notar hat über den Angelegenheiten anderer Leute seine eigenen vergessen, gestern sah er aus, als mache er einen guten Handel, deswegen bat er auch den Grafen, die Sache geheim zu halten. Ich habe das so beiläufig gehört."

„Ja, ja, es steckt etwas dahinter," sagte Leroux und zog den Bauer in das nächste Wirthshaus.

Zwei Tage nachher erhielt der Graf von T. zu seiner großen Verwunderung durch Leroux einen Einspruch gegen die Auszahlung des Geldes, weil er, Leroux, rechtlichen Anspruch auf die Hälfte der Meierei habe. Der Graf, der daraus nicht klug werden konnte, ließ sogleich den Notar rufen.

„Der alte Narr verliert den Kopf ganz und gar," sagte der Graf zu Deligny, indem er demselben die Hand reichte; „er hat mir anzeigen lassen, daß ich zweimal würde zahlen müssen, wenn ich das Geld an Sie zahlte. Ich habe, ohne mich darum zu kümmern, das Geld bereit gemacht und es liegen 25,000 Francs da; wollen Sie dieselben haben?"

Der Notar schwieg; das Vertrauen des Grafen rührte ihn, während ihn die Entdeckung seines Vergehens zu Boden drückte. Es blieb ihm nichts übrig, als seine Schuld zu bekennen, aber er fürchtete dadurch selbst das Mitleiden des Grafen zu verlieren. Das erste Vergehen zog ihn zu dem zweiten noch größeren fort. Er sagte dem Grafen, der alte Leroux müsse wirklich den Kopf ganz verloren haben, wenn er nicht, nach seiner gewöhnlichen Unredlichkeit und Unzuverlässigkeit, die Abtretung der Hälfte der

Meierei aus irgend einem Grunde rückgängig zu machen suche. Der Graf begnügte sich damit.

Von dem Schlosse eilte Deligny sogleich zu Stephan Leroux.

„Herr Leroux,“ sagte er, „ich hielt sie für einen Mann von Ehre.“

„Ich habe Sie auch für einen Ehrenmann gehalten, Herr Deligny.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Jetzt noch nichts, Herr Deligny, aber es wird vielleicht herauskommen.“

Der arme Notar erröthete.

„Warum dieser Einspruch, der meinem Credite schadet?“

„Damit der Herr Graf wisse, wie die Sachen sich verhalten.“

„Hören Sie mich an, Leroux; Sie haben nicht viele gute Handlungen auf dem Gewissen; wollen Sie ein gutes Werk verrichten?“

„Das kommt darauf an; was bringt ein gutes Werk ein?“

„Das wird Ihnen Gott sagen.“

„Mir ist vor der Hand das lieber, was auf der Erde bezahlt wird.“

„Ich erwarte Sie heute Abend bei mir,“ und um den Alten schneller zum Entschlusse zu bringen, setzte der Notar hinzu: „es giebt Geld.“

Der Alte schielte ihn von der Seite an und antwortete sogleich wie gewöhnlich:

„Nun gut, ich komme.“

Er kam. Es war gegen Abend. Sobald er eingetreten war, verschloß der Notar, der allein war, die Thüre und sagte, auf ein Paar Pistolen zeigend, „fürchten Sie nichts, Herr Leroux, wir haben Zeugen.“

„Diese Zeugen könnten wir wohl entbehren,“ antwortete Leroux lächelnd, um seine Angst zu verstecken.

„Nein, nein,“ fuhr der Notar fort, „wir haben einen Contract zu schließen, bei dem sie vielleicht nöthig sein werden; für Jeden eines ist nicht zu viel. Lassen Sie sich nieder und ich sage Ihnen ohne lange Vorrede, wovon es sich handelt. Da Sie wegen der 50,000 Francs, die ich Ihnen schuldig bin, nichts zu fürchten haben, ob ich sie Ihnen zahle, was ich bald zu thun gedenke, oder ob Sie sich an den neuen Käufer deshalb wenden, so werden Sie ohne Verzug den Einspruch zurücknehmen. Ich habe dem Grafen mein Wort gegeben, daß ich Sie bezahlt hätte; bleiben Sie bei Ihrem Einspruche, so bin ich um meine Ehre. Aber Sie werden den Einspruch zurücknehmen. Für diese Gefälligkeit und zur Entschädigung für die Kosten, die Sie dabei gehabt, werde ich Ihnen sofort tausend Thaler zahlen.“

Leroux entgegnete alsbald heuchlerisch: „Herr Deligny, für was halten Sie mich?“

„Für das, was Sie sind, für nicht mehr und nicht weniger. Entschließen Sie sich schnell; wollen Sie oder wollen Sie nicht? Die Zeugen sind bei der Hand, nehmen Sie sich in Acht.“

„Davor fürchte ich mich nicht: ich bin ein ehrlicher Mann und werde es nicht für tausend Thaler thun.“

„Wenn es aber zwei tausend wären?“ fragte der Notar mit Widerwillen.

Der Alte holte tief Athem und antwortete:

„Hm! wenn es zwei tausend wären, würden wir sehen; ich setze mich Gefahren aus; wer weiß, was geschieht? Hören Sie mich an, Herr Deligny, bedenken Sie, wie Sie stehen; und denken Sie, daß Sie durch mich gerettet werden können. Ihre arme Frau!“

„Leroux, es handelt sich zwischen uns um Geld.“

„Nun, Herr Deligny, ohne Handel, für 10,000 Francs will ich es thun. Ich handele zwar gegen meine Grundsätze, aber was thut man nicht, um einen Freund zu retten!“

Der Notar gerieth in so heftigen Zorn, daß er den Kopf verlor und der böse Geist sich wieder bei ihm einfand und ihm zuflüsterte, das einmal Angefangene zu vollenden.

„Sie haben wohl den Verstand verloren, guter Freund," antwortete Deligny spottend; „ich bin Ihnen, wie Sie wohl wissen, gar nichts mehr schuldig; ich habe Ihnen am vorigen Montage die 50,000 Francs bezahlt und besitze eine Quittung darüber."

„Eine Quittung!" rief Leroux aus, indem er von dem Stuhle aufsprang. „Ja, ja, ich habe damals unterschrieben wie ein Kind, das erste Mal in meinem Leben, das ich so rasch unterschrieb."

„Nun bestehen Sie immerhin auf Ihrem Einspruche; wir können ihm entgegentreten."

„Na, na," sagte Leroux, zwar ängstlich, doch noch nicht eben sehr besorgt, „Sie erlauben sich einen Scherz mit mir, Herr Deligny. Sie wissen recht gut, daß Sie mir nur 5000 Francs gezahlt haben."

Dem Notar kam ein teuflischer Gedanke in den Kopf, der ihn bei seiner Lüge unterstützen konnte. „Ich habe Ihnen nicht einmal 5000 baar gegeben, sondern nur 4500; aber Sie erinnern sich wohl auch, daß ich Ihnen zahllose Vorschüsse gemacht habe; habe ich nicht den Erben D. in Ihrem Namen 25,000 Francs gezahlt, und der Wittwe R., die Sie verklagen wollte, 12,000? habe ich nicht ferner in Ihrem Namen 10,000 Francs dem Karl Fl. und 5000 dem B. gegeben? Dazu rechnen Sie mein Honorar und die ausgelegten Kosten und Sie werden finden, daß die 50,000 Francs rein aufgegangen sind?"

„Ist das Ihr Ernst?" fragte Leroux ängstlich.

„Wie Sie sehen," antwortete der Notar. „Wenn Sie auf der Forderung der 50,000 Francs bestehen, über deren Empfang Sie mir Quittung gegeben haben, so werde ich einfach eine Anzeige gegen Sie machen, und da man Sie schon kennt, werden sich die Gensdarmen sehr bald einfinden. Ueberlegen Sie die Sache zwei-

mal. Uebrigens wird meine Anzeige nicht blos diese Sache, sondern auch eine andere betreffen, über die ich Actenstücke in der Hand habe. Sie nehmen also morgen den Einspruch zurück, oder ich zeige Sie an. Es ist keine Zeit zu verlieren. Ich höre mein Pferd wiehern, meine Frau kommt von S. zurück und ich gehe ihr entgegen."

Leroux nahm seinen Hut und ging schweigend fort wie ein kluger Mann, der sich das Leben und das Geld erhalten will. Ohne sich lange zu bedenken, eilte er in das Schloß und er traf da in dem Parke den Grafen von T.

„Herr Graf," sagte er, „ich bitte Sie, mir die Quittung einmal zu zeigen, die ich dem Herrn Deligny gegeben habe."

„Ich habe, Gott sei Dank, mit Ihnen nichts zu schaffen."

„Sie wollten den Einspruch nicht beachten, nicht auf Ihrer Hut sein?"

„Ich bin nur gegen Sie auf meiner Hut."

„Aber, Herr Graf, Sie haben nur über 5000 Francs Quittung."

„Sie wissen, daß die Quittung auf das Ganze lautet. Ich bin kein Kind."

Damit drehete ihm der Graf den Rücken zu, und Leroux eilte in der höchsten Angst den Schloßberg wieder hinunter.

„Ich bin ein Kind gewesen," dachte er bei sich und schlug sich an die Stirn; „ich habe leider unterzeichnet, was er wollte, ohne zweimal hinzusehen. Aber noch ist nicht Alles verloren."

Er lehnte sich an einen Baum und dachte reiflich über die Sache nach. Wenn der Notar eine Anzeige machte, war er verloren, und als kluger Mann nahm er sich also vor, in aller Eile selbst den Notar anzuzeigen. Er begab sich also so schnell als möglich nach Hause, sattelte sein altes einäugiges Pferd und ritt nach S. Am Tage darauf erschien er bei dem königlichen Procurator und berichtete diesem, mit der Miene des ehrlichsten Mannes von

der Welt, der Notar, dem er sein ganzes Vertrauen geschenkt, habe ihn schändlich betrogen.

Noch war es nicht Mittag, und schon erschienen zwei Gensdarmen vor dem Wirthshause. Sie verlangten zuerst eine Flasche Wein und erkundigten sich dann nach einem gewissen Deligny, dem Notar des Ortes, der sie wahrscheinlich werde begleiten müssen.

Cäcilie, die sich allein in der Wirthsstube befand, wurde leichenblaß, rief sogleich ihre Schwester Sophie, trug ihr auf, die Gensdarmen zu bedienen, und eilte fort in den Garten, an die Mauer, an die sie ein Bänkchen trug, um hinüber sehen zu können. Madame Deligny saß im Garten und Cäcilie winkte ihr. Madame Deligny warf ihr einen verächtlichen Blick zu und entfernte sich.

„Um Gottes willen, Madame, kommen Sie her und lassen Sie sich die Gefahr berichten, die Sie bedroht!“

In diesem Augenblicke erschien ein erschrockenes Gesicht am Fenster, Deligny.

„Ach, wenn Sie wüßten, Herr Notar,“ sagte Cäcilie zu ihm. „Aber ich kann nicht mehr sagen, . . kommen Sie geschwind herunter.“

Der Notar erschien.

„In unserem Hause sind Gensdarmen, die Sie suchen,“ flüsterte ihm das Mädchen zu.

Der Notar konnte kein Wort sprechen. Seine Frau hatte die Worte auch gehört und kehrte um.

„Was?“ fragte sie in ihrer Herzensangst. „Gensdarmen?“

Dann sank sie in die Arme ihres Mannes, drückte ihn an ihren Busen und eilte fort, ohne zu sagen, warum. Sie ging zu dem Schreiber, der eben frühstückte, und trug ihm auf, das Pferd zu nehmen und nach S. zu reiten, vor Aubigny aber zu warten. Der Schreiber vollzog den Auftrag sogleich, und Mad. Deligny kehrte zu ihrem Manne zurück, nahm ihn am Arme und

zog ihn an die Hinterthüre des Gartens, die ins Freie führte. Eben als sie die Thüre wieder schloß, sah sie vorn die Gensdarmen herein kommen.

„Lebe wohl, lieber Mann," rief sie ihm zu; „hinter dem Dorfe wartet der Schreiber mit dem Pferde auf Dich. Ich werde die Gensdarmen bitten, eine kurze Zeit auf Dich zu warten; weiter kann ich nichts thun."

Damit drückte sie ihm noch einen Kuß auf die Lippen. Er konnte kein Wort sagen, ging aber mit raschen Schritten fort. Sein Schreiber kam ihm entgegen und übergab ihm das Portefeuille, in dem sich Wechsel auf Frankfurt und die Diamanten seiner Frau befanden. Deligny schwang sich auf das Pferd und jagte davon.

Sobald der Notar fort war, brach der Sturm gegen ihn los; Jeder, der eine Forderung an ihn hatte, wollte bezahlt sein, aber keinen Augenblick warten.

Die Sache kam vor die nächsten Assisen. Wäre der Notar selbst zugegen gewesen, so hätte man ihn wegen der Quittung vielleicht freigesprochen; da er aber außenblieb, wurde er verurtheilt, obgleich der Graf von T. für ihn zeugte. Er wurde in contumaciam zu zehnjähriger Gefängnißstrafe und zur Wiedererstattung der 50,000 Frcs. nebst Zinsen und Schadenvergütung verurtheilt. Durch den Verkauf der Notariatsstelle und das Geld, das der Graf Deligny schuldete, kam so viel ein, daß Leroux und die Gerichtskosten bezahlt werden konnten.

Die vielen kleinen Schulden aber machten zusammen eine so große Summe aus, daß Deligny für bankerott erklärt werden mußte. Niemand hatte Mitleid mit der armen weinenden Frau desselben. Auch ihr Vater starb, als wolle er sie nicht mehr weinen sehen; sie gab von ganzem Herzen gern Alles hin, was er ihr hinterließ, aber je mehr sie zahlte, desto mehr Gläubiger fanden sich. Sie konnte nicht alle befriedigen, so daß sie ihr Haus verkaufen und ihre Meubles versteigern mußte.

Die Versteigerung fand vor dem Wirthshause statt, in dem sich keine der hübschen Wirthstöchter mehr befand. Zwei hatten sich verheirathet, Cäcilie war einige Tage nach der Flucht des Notars aus dem Dorfe ebenfalls verschwunden. — „Sie ist in Nancy bei ihrer Schwester," sagte man, wenn Jemand nach ihr fragte; aber die Meisten glaubten es nicht. — Deligny hatte sich an den Rhein geflüchtet, nach Deutschland, und Cäcilie war bei ihm. Sie besaß jetzt einen Hut und einen großen Shawl; sie hatte auch Zeit, ihr Haar zu flechten und sich im Spiegel zu beobachten oder sich am Fenster zu zeigen. Sie war sehr glücklich.

„Ach, wenn man mich so in Aubigny sähe!" dachte sie, und sie kannte keinen andern Wunsch mehr, als sich eines Sonntags in ihrem Putze in dem heimathlichen Dorfe bewundern zu lassen. Sie wußte auch, was auch der Notar dagegen sagte, ihren Wunsch zur Ausführung zu bringen, und so erschien sie eines Tages in Aubigny. Es war gerade an dem Tage, an welchem die Meubles der Mad. Deligny versteigert wurden. In einer Commode fand sich ein verdorrtes Veilchensträußchen, das die unglückliche Frau seufzend an sich nahm. Cäcilie kehrte zu dem Notar zurück.

Nach nicht langer Zeit wurde das Wirthshaus verkauft, das gar keinen Gast mehr hatte, seit die drei hübschen Mädchen aus demselben verschwunden waren. Mad. Deligny bat ihre Verwandten, das Haus für sie zu kaufen. So geschah es; Mad. Deligny bezog das Wirthshaus, und die Neugierde führte wieder eine Menge Leute in dasselbe. Auch blieben ihr die Gäste treu, da sie von Mad. Deligny und deren Tochter so freundlich als möglich behandelt wurden. Von ihrem kleinen Gewinn schickte sie regelmäßig die Hälfte ihrem Manne.

So vergingen mehrere Jahre, und der älteste Sohn Deligny's, der studirt hatte, kannte keinen andern Wunsch, als das Andenken seines Vaters von der Schande zu befreien, denn er konnte ihn

nicht für schuldig halten. Er suchte den Notar einmal am Rheine auf und besprach sich lange mit ihm.

Einige Zeit nach der Rückkehr Leons nach Aubigny hörte man, Deligny habe sich mit Cäcilien auf ein holländisches Schiff begeben.

Leon studirte den Prozeß seines Vaters lange und ernstlich und glaubte endlich die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß derselbe ungerecht verurtheilt worden sei. Er trug deshalb auf Cassation des Urtels an; der Gerichtshof nahm die Sache noch einmal vor, und Leon wußte die Ansprüche seiner Mutter so eindringlich geltend zu machen, daß das erste Urtel wirklich widerrufen wurde und Mad. Deligny 15,000 Frcs. heraus erhielt.

„Ach," sagte die gute Frau, als sie diese günstige Nachricht erhielt, „wenn wir doch wüßten, wo er wäre!"

Am Tage darauf erschien Cäcilie in Aubigny mit glänzender Equipage. Sie wollte nach Baden-Baden reisen und sich in ihrer Heimath in ihrem ganzen Glanze zeigen.

Mad. Deligny erschien vor der Thüre ihres Wirthshauses, als die prächtige Equipage vorfuhr.

„Cäcilie!" rief sie erbleichend aus, als sie die Dame erblickte, die in dem Wagen saß.

Dann eilte sie näher; sie sah einen Mann neben Cäcilien, aber es war nicht Deligny.

Cäcilie senkte schweigend das Haupt.

„Ach, Cäcilie, sagen Sie mir um Gotteswillen, wo er ist. Ich beschwöre sie darum."

„Ich weiß es nicht," flüsterte Cäcilie erbleichend. Und da sie bemerkte, daß Madame Deligny schwarz gekleidet war — die gute Frau hatte seit der Flucht ihres Mannes Trauer getragen — setzte sie hinzu: „Sie wissen es so gut als ich; Sie tragen ja Trauer."

Dr. **Diezmann.**

Varinka.

Auf dem Thurm der Peter=Paulskirche hatte es eben vier Uhr Nachmittags geschlagen, als sich gegenüber der Wohnung des Grafen Tschermayloff, der früher Commandant in einer bedeutenden Stadt des Gouvernements Pultawa gewesen, eine große Menschenmenge versammelte. Die ersten Neugierigen waren durch die Vorbereitungen angezogen, die man im Hofe machte, um einem Leibeigenen des Generals, seinem Barbier, die Knute zu geben. Obgleich diese Strafe in Petersburg etwas Alltägliches ist, so bewährt sie doch jedesmal, so oft sie öffentlich vollzogen wird, ihre Anziehungskraft auf alle Vorübergehenden.

Uebrigens konnten die Zuschauer sich nicht beklagen, daß man sie warten lasse; denn schon um halb fünf Uhr trat ein junger Mann von vier= bis sechsundzwanzig Jahren, in eleganter Adjudantenuniform und die Brust mit Orden geschmückt, auf die dem Hauptthor des Gebäudes gegenüberstehende kleine Freitreppe, welche zu den Gemächern des Generals führte. Er blickte nach einem Fenster hin, dessen Vorhänge aber dicht verschlossen waren und ihm nicht erlaubten, seine Neugier zu befriedigen; dann gab er einem langbärtigen Manne, der an dem Eingang zu den Domestikenzimmern stand, ein Zeichen mit der Hand. Sogleich öffnete sich die Thür, und umgeben von allen Leibeigenen, die des Beispiels wegen der Execution zusehen mußten, trat der zu Bestrafende und dicht hinter ihm der Vollstrecker der Strafe hervor.

Dieser Letztere war ganz einfacherweise der Kutscher, den seine Geschicklichkeit, die Peitsche zu schwingen, bei jeder ähnlichen Gelegenheit zum Posten eines Henkers emporrücken ließ, ein Posten übrigens, der ihn weder um die Achtung, noch um die Freundschaft seiner Cameraden brachte, da diese wohl wußten, daß nicht sein Herz, sondern nur sein Arm dabei thätig sei. Und da sein Arm, wie überhaupt sein ganzer Körper, dem General gehörte, folglich dieser damit machen konnte, was ihm beliebte, so wunderten sie sich nicht im Mindesten, daß er ihn zu diesem Behuf gebrauchte. Auch war eine Züchtigung von Iwans Hand meistens viel gelinder, als wenn sie jemand Anderes vollzog; denn er war eine gute Haut und wußte oft einen oder zwei Hiebe vom Dutzend zu unterschlagen, oder richtete es doch, wenn ihn die Aufpasser nöthigten, genau zu zählen, so ein, daß der Knoten am Ende der Peitsche das Bret traf, auf dem der Schuldige angeschnallt war, und so der schmerzlichste Theil des Schlages verloren ging. Dafür ließ man ihm dieselbe Schonung angedeihen, wenn an ihn die Reihe kam, sich über das Bret zu strecken und die Züchtigung zu empfangen, die er gemeinhin auszutheilen pflegte, und dachte dann nicht an die von ihm empfangenen, sondern an die durch seine Gutmüthigkeit ersparten Hiebe. Dies erhielt zwischen Iwan und seinen Cameraden ein Verhältniß schöner Eintracht, dessen Bande niemals inniger waren, als wenn eben eine neue Züchtigung stattfinden sollte. Die ersten auf eine solche folgenden Stunden freilich waren fast nur dem Schmerz gewidmet, und es traf sich wohl, daß in dieser Zeit der Geknutete ungerecht gegen den Knuter war, aber dies Vorurtheil war gewöhnlich schon am Abend verschwunden, und der letzte Rest von Groll wich dem ersten Glase Branntwein, das der Scharfrichter auf die Gesundheit des Delinquenten trank.

Der Mann, an welchem Iwan jetzt seine Geschicklichkeit beweisen sollte, war fünf- bis sechsunddreißig Jahre alt, hatte rothe

Haare und einen rothen Bart. Er war von etwas mehr als mittlerer Größe, und an seinem Blick erkannte man seine griechische Abkunft; denn gleichsam hinter dem augenblicklichen Ausdruck der Furcht gewahrte man List und Schlauheit. Als er am Vollstreckungsort angekommen, warf er einen Blick auf dasselbe Fenster, das schon die Aufmerksamkeit des jungen Adjudanten auf sich gezogen und das immer noch dicht verhangen blieb; dann schweiften seine Augen über die versammelte Menge, bis er sie mit einem schmerzlichen Zusammenzucken der Schultern auf das fatale Prügelbret heftete. Diese Bewegung entging seinem Freunde Iwan nicht, der an ihn herantrat, um ihm das buntgestreifte Hemde von den Schultern zu ziehen, und ihm dabei leise zurief:

„Nun, Gregor, nur Muth!"

„Du weißt doch, was Du mir versprochen hast!" antwortete der Dulder mit einem unbeschreiblichen flehenden Ausdruck.

„Ja, aber nicht bei den ersten Hieben, Gregor; darauf rechne ja nicht. Bei den ersten Hieben ist der Adjudant aufmerksam; wenn's aber gegen's Ende kommt, sei unbesorgt, da wollen wir ihm schon etwas wegstipitzen."

„Nimm Dich nur besonders in Acht mit dem Knoten!"

„Ich will schon mein Möglichstes thun, Gregor; Du kennst mich ja doch!"

„Ach ja!" sagte Gregor.

„Nun, wird's bald!" rief der Adjudant.

„Ja, Euer Gnaden, wir sind so weit."

„Ach warten Sie noch ein Weilchen, Hochgeborner Herr!" rief der arme Gregor und gab dem jungen Hauptmann, um ihm zu schmeicheln, den Titel Vasche Vussokorodije, der dem Obristen zukommt; „ich glaube, Fräulein Varinka öffnet ihr Fenster!"

Schnell blickte der junge Hauptmann nach der Stelle hin, die schon mehrmals seine Aufmerksamkeit angezogen, aber auch nicht

ein Fältchen der seidenen Vorhänge, die man hinter den Scheiben sah, rührte sich.

„Du irrst Dich, Kerl!“ sagte er, den Blick langsam vom Fenster abwendend, als hätte auch er gehofft, es sich öffnen zu sehen; „übrigens was geht dies Alles Deiner edeln Herrin an?“

„Verzeihung, Euer Excellenz,“ fuhr Gregor fort, den Adjudanten wieder einige Stufen höher stellend; „ich meine nur, weil ...... da sie schuld ist, daß ich ..... sie könnte vielleicht Mitleid haben mit einem armen Diener .... und ....“

„Genug,“ sagte der Hauptmann mit sonderbarem Ausdruck, als wäre auch er der Meinung des armen Dulders und bedauere es, daß ihn Varinka nicht begnadige; „genug, und macht, daß wir fertig werden!“

„Sogleich, Euer Gnaden, sogleich!“ sagte Iwan. „Nun, Camerad,“ wandte er sich an Gregor, „leg' Dich zurecht, es ist Zeit.“

Gregor stieß einen tiefen Seufzer aus, warf einen letzten Blick nach dem Fenster und entschloß sich endlich, als er sah, daß von daher nichts zu hoffen sei, sich auf dem fatalen Bret auszustrecken. Sogleich ergriffen zwei andere Leibeigene, die sich Iwan zu Gehülfen ausersehen, seine Hände, breiteten die Arme aus und banden ihm die Fäuste an zwei zu beiden Seiten des Prügelbrets stehende Pfosten, so daß er die Stellung eines Gekreuzigten einnahm. Dann wurde ihm ein Halseisen um den Nacken gelegt, und der junge Adjudant gab, als er sah, daß Alles fertig sei und an dem noch immer verhüllten Fenster kein Wink der Gnade sichtbar werden wolle, ein Zeichen mit der Hand und sagte: „Vorwärts!“

„Geduldeu sich Euer Gnaden nur noch einen Augenblick,“ sagte Iwan, in der Hoffnung, es würde doch aus dem unerbittlichen Fenster noch ein Wink erscheinen; „meine Knute hat hier einen Knoten in der Mitte, und wenn ich ihn ließe, würde Gregor Ursache haben, sich zu beklagen.“

Das Instrument, mit dem sich der Strafvollstrecker noch zu schaffen machte und dessen Form dem Leser vielleicht unbekannt ist, ist eine Art Peitsche mit einem etwa zwei Fuß langen Stiel; an diesem ist ein zwei Finger breiter und vier Fuß langer Riemen befestigt, der in einen kupfernen oder eisernen Ring ausläuft, an welchem ein neuer zwei Fuß langer, etwa anderthalb Finger breiter, aber immer dünner werdender Riemen befestigt ist, der in eine scharfe Spitze ausläuft. Dieser Lederstreif wird erst in Milch geweicht und dann an der Sonne getrocknet, wodurch das letzte Ende desselben so scharf und schneidend wird, wie ein Federmesser. Uebrigens wird der Riemen gewöhnlich nach sechs Schlägen gewechselt, da das Blut ihn bald weich macht.

So ungeschickt sich Iwan auch bei der Lösung seines Knotens mit Willen benahm, er mußte doch endlich ein Ende machen. Schon fingen auch die Zuschauer an zu murren und erweckten dadurch den jungen Adjudanten aus den Träumereien, in die er versunken schien. Er erhob den so lange etwas auf die Brust herabgesunkenen Kopf, warf noch einen letzten Blick auf das Fenster und wandte sich, da er kein Zeichen der Gnade gewahrte, von Neuem zum Kutscher und befahl ihm mit strengerem Ton, anzufangen.

Iwan mußte gehorchen und suchte jetzt weiter keinen Vorwand. Er trat zwei Schritte zurück, um einen Anlauf zu nehmen, dann wieder vor, erhob sich auf die Fußspitzen, schwang die Knute ums Haupt und traf dann Gregor mit einer so großen Geschicklichkeit, daß der Riemen sich wie eine Schlange dreimal um den Leib des Opfers wand, mit der Spitze aber das Prügelbret traf. Ungeachtet dieser Vorsicht schrie Gregor laut auf und Iwan zählte: „Eins.“

Bei diesem Schrei wandte sich der Adjudant wieder nach dem Fenster; aber es blieb verhängt, und maschinenmäßig blickte er dann wieder nach dem Gezüchtigten und wiederholte: „Eins!“

Die Knute hatte auf Gregor's Rücken drei dunkelrothe Striemen zurückgelassen.

Iwan nahm wieder seinen Anlauf und ließ den schwirrenden Riemen den Delinquenten aufs Neue umschlängeln, doch immer so, daß die Spitze ihn nicht traf. Gregor schrie wieder und Iwan zählte: „Zwei."

Diesmal wurde die Haut blutrünstig.

Beim dritten Hiebe kamen einige Tropfen Blut.

Beim vierten sprang es wie aus einer Fontaine.

Beim fünften bespritzte es den jungen Officier. Er trat zurück und wischte sich das Gesicht mit dem Taschentuche rein. Diesen Umstand benutzte Iwan und zählte sieben statt sechs, ohne daß der Hauptmann es bemerkt hätte.

Beim neunten Hieb machte Iwan eine Pause, um einen andern Riemen zu nehmen, und zählte, in der Hoffnung, daß eine zweite Betrügerei eben so gut ablaufen werde, als die erste, eilf statt zehn. In diesem Augenblicke öffnete sich ein Fenster, welches dem Varinka's gegenüberlag. Ein Mann von fünf- bis achtundvierzig Jahren erschien an demselben. Er trug Generalsuniform und rief mit demselben Ausdruck, mit dem er gesagt haben würde: „Vorwärts, immer besser!" „„Genug, es ist gut!"" und machte das Fenster wieder zu.

Sogleich hatte der junge Adjudant Front gemacht, die linke Hand an die Naht seiner Hosen und die rechte an den Hut gelegt und war unbeweglich stehen geblieben, so lange er seinen General sah. Als das Fenster wieder geschlossen war, wiederholte er die Worte seines Obern, und Iwan ließ die schon erhobene Knute sinken, ohne den Gezüchtigten weiter zu berühren.

„Bedanke Dich bei der hohen Excellenz, Gregor," sagte er und wickelte den Knutenriemen um den Stiel; „denn sie schenkt Dir zwei Hiebe, und so hast Du," setzte er leiser hinzu, indem er ihn losband, „die beiden unterschlagenen mitgerechnet, nur

acht bekommen, anstatt zwölf." „Helft mir doch und bindet ihm die andere Hand los."

Aber der arme Gregor war außer Stande, sich bei Jemand zu bedanken; denn fast ohnmächtig vor Schmerz, vermochte er sich kaum auf den Beinen zu erhalten. Zwei Leibeigene griffen ihm unter die Arme und führten ihn, von Iwan begleitet, in das Bedientenzimmer. An der Thüre aber drehte er sich noch einmal um und sagte zum Adjudanten, der ihm mitleidig nachblickte:

„Herr Feodor, überbringen Sie Seiner hohen Excellenz meinen Dank. Bei Fräulein Varinka," sagte er leise, „will ich mich selbst bedanken."

„Was murmelst Du da in den Bart?" rief der junge Officier zornig; denn er glaubte der Stimme Gregor's einen drohenden Ton anzuhören.

„Nichts, Euer Gnaden, nichts," sagte Iwan; „der arme Junge bedankt sich nur bei Ihnen, Herr Feodor, daß Sie so gut gewesen sind, zugegen zu sein, und meint, das sei viel Ehre für ihn; weiter nichts."

„Schon gut," rief der junge Mann, der sich wohl denken konnte, daß Iwan den Originaltext verändere, aber nicht mehr wissen wollte; „wenn Gregor mir diese Mühe nicht noch einmal machen will, soll er weniger Branntwein trinken, oder, wenn er betrunken ist, wenigstens den Respect nicht aus den Augen setzen."

Iwan verbeugte sich ehrfurchtsvoll und folgte seinen Cameraden. Feodor trat in den Flur, und die Menge zog sich zurück, sehr unzufrieden mit Iwan's Unredlichkeit und der Großmuth des Generals, die Beide zusammen sie um vier Knutenhiebe, also um ein Drittel des ganzen Vergnügens gebracht hatten.

Wir haben den Leser mit einigen Personen dieser Erzählung bekannt gemacht und wollen ihm jetzt Diejenigen vorführen, die bisher nur auf einen Augenblick erschienen, oder hinter dem Vorhang versteckt blieben.

Der General Graf Tschermayloff war von Paul I., der ihn mit seiner besondern Freundschaft beehrte, aus der Umgegend von Pultawa nach St. Petersburg zurückberufen. Er lebte als Wittwer allein mit seiner Tochter, die den Reichthum, die Schönheit und den ungemessenen Stolz ihrer Mutter geerbt hatte, welche sich rühmt, in gerader Linie von einem der Tartarenhäuptlinge abzustammen, die unter Tschingischan im dreizehnten Jahrhundert in Rußland einbrachen. Das hochfahrende Wesen Varinka's war noch vermehrt worden durch ihre Erziehung. Der General konnte sich nicht selbst mit seiner Tochter beschäftigen und hatte eine englische Erzieherin für sie angenommen, welche, anstatt die übermüthigen Neigungen ihres Zöglings zu bekämpfen und zu mildern, sie nur noch mehr entwickelt und befestigt hatte, indem sie dieselbe in ihrem von Hause aus aristokratischen Nicken durch die Grundsätze des englischen Adels, des eingebildetsten in der Welt, geflissentlich bestärkte. Auf keine Wissenschaft legte sich die junge Dame mit solchem Eifer, als, wenn man so sagen darf, auf die Wissenschaft ihrer Stellung in der Welt. Sie kannte aufs Genaueste alle Abstufungen des Adels und konnte, ohne sich jemals zu irren, Jeden bei dem Titel nennen, den ihm sein Rang lieh, was in Rußland viel sagen will. Für Alles, was nicht wenigstens Excellenz war, hatte sie eine tiefe Verachtung. Es ist begreiflich, daß Diener und Leibeigene in ihren Augen eigentlich gar keine Menschen waren, sondern Bestien, die ungleich geringern Werth für sie hatten, als etwa ihr Hund oder ihr Pferd. Sie hätte auch nicht einen Augenblick Bedenken getragen, das Leben eines Mugiks für das dieser interessanten Thiere zu opfern. Außerdem war sie ziemlich musikalisch und sprach gleich gut französisch, italienisch, deutsch und englisch.

Ihre Gesichtszüge stimmten mit ihrem Charakter. Varinka war schön, aber diese Schönheit hatte etwas zu Bestimmtes, scharf Ausgeprägtes. Ihr großes schwarzes Auge, ihre gerade Nase, ihre

an den Mundwinkeln stets wie verächtlich zusammengepreßten Lippen machten sogleich auf Jeden, der ihr nahte, einen unheimlichen Eindruck, der nur für Diejenigen wieder verschwand, die ihr gleich oder höher standen; denn für diese war sie eine Frau wie alle Frauen, während sie für Niedrigerstehende stolz und unzugänglich blieb, wie eine Göttin.

Mit siebzehn Jahren war Varinka's Erziehung beendigt, und ihre Lehrerin, deren Gesundheit unter dem rauhen Klima Petersburgs bereits gelitten, bat um ihren Abschied. Nun war sie allein und hatte sich um nichts in der Welt zu kümmern, als um die blinde Liebe ihres Vaters, der sie für einen Inbegriff aller möglichen Tugenden hielt.

So standen die Sachen, als der General einen Brief von einem Jugendfreunde bekam, den dieser auf dem Sterbebette geschrieben. Der Graf Romayloff hatte Unannehmlichkeiten mit Potemkin gehabt und war deshalb auf seine Güter verbannt. Vergeblich war sein Bemühen, die verlorene Gunst wieder zu erlangen, und so mußte er zweihundert Meilen von Petersburg entfernt leben, was ihn nicht sowohl seinet-, als seines einzigen Sohnes Feodor wegen betrübte, dessen ganze Zukunft durch diese Verbannung mit bedroht schien. Als er sein Ende nahe glaubte, empfahl er ihn seinem alten Freunde, dem General, der ihm auch bald durch seine Fürsprache bei Paul I. eine Lieutenantsstelle im Regiment Semonowski verschaffte.

Obgleich der junge Mann nur so zu sagen durch das Haus des Generals in seine Kaserne gegangen war, hatte er doch lange genug darin verweilt, um Varinka zu sehen und einen tiefen Eindruck mitzunehmen.

Varinka dagegen hatte ihn kaum bemerkt. Was war in ihren Augen ein Lieutenant ohne großes Vermögen und ohne Zukunft? Sie träumte von irgend einer fürstlichen Verbindung, die sie zu einer der ersten Frauen Rußlands machen solle. Irgend ein

glänzendes Geschick nach dem Vorbild der Heldinnen in Tausend und einer Nacht mußte das ihrige werden, und Feodor konnte ihr nichts der Art bieten.

Einige Tage nach der ersten Begegnung kam Feodor, vom General Abschied zu nehmen, denn sein Regiment war bestimmt, den italienischen Feldzug unter Suwarow mitzumachen.

Die prächtige Uniform erhöhte seine natürliche Schönheit, und die enthusiastische Hoffnung, mit welcher er zum Felde der Ehre hinauszog, umgab sein Haupt mit einem poetischen Heiligenschein, so daß Varinka, ganz erstaunt über die wunderbare Veränderung, die mit dem jungen Manne vorgegangen zu sein schien, diesmal so gnädig war, auf den Wunsch ihres Vaters dem Scheidenden die Hand zu reichen. Das war mehr, als er zu hoffen gewagt. Er ließ sich vor ihr, wie vor einer Königin, auf ein Knie nieder, ergriff mit zitternder Hand die der Schönen und berührte sie leise mit den Lippen. Varinka durchzuckte dieser kaum fühlbare Kuß, als hätte ein glühendes Eisen sie berührt, und eine tiefe Röthe überzog ihr Antlitz. Sie zog die Hand so schnell zurück, daß Feodor beinahe fürchtete, sie verletzt zu haben. Er blieb auf den Knieen, faltete die Hände und schlug die Augen mit einem so sprechenden Ausdruck der Besorgniß zu ihr empor, daß Varinka ihren Ehrgeiz vergaß und ihn durch ein Lächeln beruhigte.

Er stand auf, das Herz voll unaussprechlicher Freude, und mußte sich sagen, daß er sich noch nie so glücklich gefühlt, als jetzt, obgleich er für lange Zeit, vielleicht für immer, Varinka verließ.

Er zog ins Feld, mit tausend goldnen Hoffnungen in die Zukunft hinausblickend, und sein Schicksal schien ihm beneidenswerth, mochte es ihn einem tragischen oder heitern Ziele entgegenführen: war dies Ziel ein blutiges Grab, so glaubte er in Varinka's Augen gelesen zu haben, daß er nicht unbedauert sterben würde; öffneten sich ihm die Pforten zum Tempel des Ruhms, so führte ihn der

Ruhm im Triumph nach St. Petersburg zurück, und der Ruhm ist ja ein König, der für seine Günstlinge Wunder geschehen läßt.

Als Hauptmann und die Brust mit Orden bedeckt kehrte er zurück. In Petersburg angelangt, ließ er sich sogleich nach der Newski-Perspective fahren, in der das Haus des Generals lag. Dieser saß mit seiner Tochter gerade zu Tische.

Je näher Feodor der Thüre kam, desto zaghafter ward sein Herz, und seine Spannung war so groß, daß ihm die Glieder beinahe den Dienst versagten und er sich an die Wand lehnen mußte, um nicht im Augenblick des Wiedersehens umzusinken. In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre des Speisezimmers; Varinka trat heraus, erblickte ihn und schrie laut auf.

„Vater, Feodor ist da!" rief sie mit einem Ausdruck, über dessen Bedeutung der nicht ungewiß sein kann, dem er eigentlich gilt.

Erst warf er sich dem General in die Arme, dann wandte er sich und beugte, wie in der Abschiedsstunde, ein Knie vor Varinka. Aber ein Augenblick hatte dem stolzen Mädchen genügt, ihr Gefühl bis in den letzten Hintergrund der Seele zurückzudrängen. Die flüchtige Röthe, die über ihre Stirn hingeflammt, war verschwunden, und sie stand wieder da als das kalte, stolze Alabasterbild, das die Natur begonnen und der Meißel der Erziehung vollendet hatte. Feodor küßte ihre Hand; sie zitterte, war aber eisigkalt. Er glaubte, ihm müsse das Herz zerspringen.

„Aber Varinka," sagte der General, „warum bist Du so zurückhaltend gegen einen Freund, der uns so viel Angst und Freude zugleich gemacht? Feodor, umarme meine Tochter."

Er stand auf, blieb aber unbeweglich stehen und wartete, daß noch eine andere Erlaubniß die des Generals bestätige.

„Nun, haben Sie meinen Vater nicht verstanden?" sagte Varinka lächelnd, hatte aber doch nicht Gewalt genug über sich selbst, die Bewegung zu verbergen, die ihre Stimme zittern machte.

Feodor berührte ihre Wangen mit seinen Lippen und es schien ihm, als habe dabei ihre Hand, die er ergriffen hatte, unwillkürlich die seinige leise gedrückt. Beinahe hätte sich ein Laut der Freude seiner Brust entrungen; aber er sah sie an und erschrak; denn sie war bleich, wie der Schnee, und ihre Lippen farblos geworden, wie die einer Leiche.

Man setzte sich zu Tische, und da Varinka gerade gegen das Licht saß, bemerkte der General nichts von ihrer Bewegung.

Man sprach von dem merkwürdigen Feldzuge, der unter Italiens glühender Sonne begonnen und auf den Gletschern der Schweiz geendet hatte. Man kann sich denken, mit welcher Aufmerksamkeit der General Feodor zuhörte. Die Hauptmannsepaulettes, seine mit Orden geschmückte Brust ließen errathen, daß der junge Mann nur aus Bescheidenheit von sich selbst gar nichts erzählte. Der General aber hatte bereits dem in Ungnade gefallenen und schwer erkrankten Suwarow einen Besuch gemacht und von ihm gehört, mit welcher Tapferkeit sein Schützling gefochten. Er übernahm es daher, zu erzählen, was Feodor Alles in diesem nur einjährigen Feldzuge gethan, und schloß damit, daß er am folgenden Tage sich den jungen Hauptmann vom Kaiser zum Adjudanten ausbitten wolle.

Feodor war überglücklich. Mit Varinka unter einem Dach zu leben, sie oft wie eine Erscheinung am andern Ende des Corridors erblicken und täglich zwei Mal an einem Tische mit ihr sitzen zu dürfen, das war mehr, als er jemals gehofft, und er glaubte Anfangs, dies Glück würde ihm immer genügen.

Auch Varinka fühlte trotz all' ihres Stolzes eine mächtige Neigung zu Feodor. Als er heimkehrte und die Kluft zwischen ihm und ihr durch seine Auszeichnung zum Theil übersprungen, da fühlte sie am stärkern Schlage ihres Herzens, daß ihr Stolz einem sanfteren Gefühl gewichen sei und sie Feodor so liebe, als es ihr überhaupt möglich, zu lieben. Nichts desto weniger hatte

sie diese Gefühle unter einem eisigen Aeußern verborgen; denn ihrem Charakter gemäß gedachte sie wohl, Feodor einst zu sagen, daß sie ihn liebe; bis dahin aber, daß es ihr belieben würde, dies Geständniß zu machen, sollte er nicht einmal errathen, daß er geliebt sei. —

So ging es einige Monate fort, und dieses Verhältniß, das Feodor Anfangs für den Gipfel des Glücks gehalten, schien ihm bald eine unerträgliche Qual. Und wirklich, tagüber in der Nähe der Geliebten zu sein, bei Tisch zuweilen ihre Hand zu berühren, in einem engen Corridor von ihrem Gewande gestreift zu werden, zuweilen ihren Arm in dem seinigen zu fühlen und dabei immer genöthigt zu sein, den Ausdruck des Gefühls zu beherrschen, damit es nichts von den Gefühlen des Herzens verrathe, das ist eine Aufgabe, die auf die Länge durchzuführen keine Willenskraft ausreicht. Varinka merkte, daß Feodor sein Geheimniß nicht mehr lange zurückhalten könne, und beschloß, seinem Geständniß entgegenzukommen.

Als sie einmal allein mit ihm war und wieder sah, wie er sich umsonst bemühte, seine Gefühle zu verbergen, trat sie gerade vor ihn hin, sah ihm fest ins Auge und sprach:

„Sie lieben mich, Feodor?“

„Verzeihung, Verzeihung!“ rief der junge Mann und faltete die Hände.

„Warum denn Verzeihung, Feodor? Ist Ihre Liebe nicht rein?“

„Ach, wohl ist meine Liebe rein, um so reiner, je hoffnungsloser sie ist!“

„Nun warum denn hoffnungslos? Liebt Sie mein Vater nicht wie seinen eignen Sohn?“

„O, das können Sie mir sagen? Wie, Sie würden einwilligen, wenn Ihr Vater mir Ihre Hand zusagte?“

„Sind Sie nicht edel von Herz und Geburt, Feodor? Es ist

wahr, Sie haben kein Vermögen, aber ich bin reich genug für uns Beide."

„Also, kaum wag' ich's auszusprechen, also bin ich Ihnen nicht ganz gleichgültig?"

„Wenigstens ziehe ich Sie Allen vor, die ich noch gesehen."

„Varinka!"

Sie machte eine Bewegung des Stolzes.

„O Verzeihung," bat Feodor, „was soll ich thun? Befehlen Sie! Ihnen gegenüber habe ich keinen Willen und mit jedem meiner Gedanken fürchte ich, Sie zu verletzen. Zeigen Sie mir den Weg, ich will blindlings folgen.

„Sie müssen meinen Vater um seine Einwilligung bitten."

„Also Sie geben mir ein Recht zu diesem Schritt?"

„Ja; aber nur unter einer Bedingung."

„Und die ist? O sprechen Sie sie aus!"

„Wie auch die Antwort meines Vaters lauten möge, er darf es nie erfahren, daß Sie sich auf meinen Wunsch an ihn wenden. Keine Seele darf etwas von dem Geständniß wissen, das ich Ihnen eben gemacht, und was sich auch immer zutrage, Sie haben von mir keine andere Unterstützung zu erwarten, als die meiner Wünsche."

„Alles, Alles, was Sie wollen! Gewähren Sie mir nicht tausendmal mehr, als ich je zu hoffen gewagt? Und wenn Ihr Vater mich abschlägig beschiede, wüßte ich dann nicht, daß Sie meinen Schmerz theilen?"

„Ja; doch ich hoffe, es wird nicht geschehen," sagte Varinka und reichte ihm die Hand, die er mit glühenden Küssen bedeckte, „nur Hoffnung und Muth!"

Sie ging. Noch an demselben Tage bat Feodor den General um eine Unterredung.

Schon bei den ersten Worten Feodor's verfinsterte sich das Gesicht des Generals. Zwar rührte ihn die Schilderung dieser so

echten beständigen und glühenden Liebe, welche die Triebfeder seiner Tapferkeit gewesen, und er reichte ihm bewegt die Hand, erklärte aber, daß er während des Feldzuges auf den Wunsch des Kaisers bereits dem Sohn eines Geheimen Cabinetsrathes sein Wort gegeben, da er weder von Feodor's Gefühlen eine Ahnung gehabt, noch bei Varinka die mindeste Spur bemerkt habe.

Dagegen ließ sich weiter nichts sagen, denn in Rußland ist ein Wunsch des Kaisers ein Befehl, und sobald er ausgesprochen wird, fällt es Niemandem auch nur im Entferntesten bei, etwas einzuwenden.

Der General wurde etwas beruhigter, als ihm Feodor auf seine Frage versicherte, daß Varinka noch nichts wisse, denn er hatte schon gefürchtet, zwei Herzen unglücklich zu machen.

Bei Tische war der General mit Varinka allein. Sein betrübtes Aussehen ließ sie die Antwort bereits ahnen, die Feodor erhalten.

Feodor hatte eine weite Schlittenfahrt unternommen, um sein Herz im Freien etwas zu erleichtern. Erst um eilf Uhr Abends kehrte er zurück. Kaum lag er einige Augenblicke, immer noch seinen finstern Gedanken nachhängend, auf dem Sopha, als Annuschka, Varinka's Zofe, an seine Thür klopfte und ihn aufforderte, sogleich zu ihrer Herrin zu kommen. Mit Erstaunen folgte er.

„Nun, was hat mein Vater geantwortet?“ fragte Varinka, als er eingetreten war und Annuschka die Thür hinter ihm verschlossen hatte.

Feodor erzählte ihr Alles. Sie hörte zu, ohne daß ihr Ausdruck sich im Mindesten änderte; und ihre Lippen wurden bleich. Feodor dagegen war fast außer sich und bebte vor fieberhafter Leidenschaftlichkeit.

„Was beabsichtigen Sie jetzt zu thun?“ fragte Varinka mit unbewegter, sicherer Stimme.

„Sie, Varinka, können mich das fragen? Was wollen Sie,

daß ich thue, und was bleibt mir übrig, als Petersburg zu fliehen und im ersten besten Kriege den Tod zu suchen?"

„Sie sind ein Narr," sagte Varinka mit einem Lächeln, das ein seltsames Gemisch von Triumph und Verachtung ausdrückte; denn von diesem Augenblick an fühlte sie ihre Ueberlegenheit und sah ein, daß sie sein Leben lang wie eine Königin über ihn gebieten würde.

„Nun," rief der junge Offizier, „so zeigen Sie mir einen Ausweg; befehlen Sie mir; bin ich nicht Ihr Sklave?"

„Sie müssen bleiben!"

„Bleiben?"

„Ja! Es ist weibisch, es ist kindisch, sich so nach dem ersten Schlage als besiegt zu ergeben; ein Mann, wenn er dieses Namens wahrhaft würdig sein will, ein Mann ringt!"

„Ringen? Und gegen wen? Gegen Ihren Vater? Nun und nie!"

„Wer spricht denn davon? Dem Geschick muß man trotzen! Nur der gemeine Mensch läßt sich von ihm mitreißen; der edle ergreift das Steuer und kämpft mit Wind und Wogen, bis er den Hafen erreicht oder zu Grunde geht. Stellen Sie sich vor meinem Vater, als wenn Sie Ihre Liebe bekämpften, bis er glaubt, Sie hätten sie überwunden. Ich werde um zwei Jahre Aufschub bitten, was man mir nicht abschlagen wird. Wer weiß, was sich in zwei Jahren zutragen kann! Der Kaiser kann sterben, der mir bestimmte Mann kann sterben; ja, auch mein Vater, den Gott in seinen Schutz nehmen möge, auch mein Vater kann sterben.

„Aber, wenn man Sie zwingt....."

„Mich zwingen!" antwortete Varinka, und eine dunkle Röthe blitzte, schnell wieder verschwindend, über ihr Gesicht; „wer soll mich zu etwas zwingen? Mein Vater? Dazu liebt er mich viel zu sehr! Der Kaiser? In seiner eigenen Familie hat er genug Ursachen, besorgt zu sein, als daß er noch die Ruhe Anderer stören sollte! Und wie dem auch sei, wenn alle Mittel erschöpft sind,

so bleibt mir immer noch ein letzte Zuflucht. Dreihundert Schritte von hier fließt die Newa und ihre Fluthen sind tief."

Feodor schrie auf; denn aus der in Falten gezogenen Stirn und den zusammengepreßten Lippen des jungen Mädchens sprach eine Entschlossenheit, daß er wohl einsah, man könne ihren Willen brechen, aber nur nie beugen.

Sein Herz war mit diesem Plane zu sehr einverstanden, als daß er noch andere Einwendungen hätte aufsuchen sollen. Ueberdies versprach ja Varinka, ihn für seine Verstellung vor der Welt insgeheim zu entschädigen. Durch so entschlossenes Wesen übte sie auf ihre ganze Umgebung, selbst auf den General, einen so bedeutenden Einfluß, daß ihr Jedermann folgte, ohne recht zu wissen warum. So unterwarf sich denn auch Feodor blindlings ihrem Verlangen.

Einige Tage nach dieser nächtlichen Beschlußnahme wurde Gregor auf Varinka's Klage für ein unbedeutendes Versehen in der oben beschriebenen Weise gezüchtigt. Drei Tage lang blieb er in der Krankenstube und ließ sich von Iwan, der jetzt die Rolle eines Arztes spielte und die Wunden heilte, die er selber geschlagen, Wasser- und Salzumschläge machen, damit die Vernarbung schneller vor sich gehe. Während dieser Zeit sann er auf Rache. Wäre er ein echter Russe gewesen, er hätte diese Strafe, die Rußlands kräftigen Söhnen etwas Alltägliches ist, bald vergessen; aber in seinen Adern floß griechisches Blut: er vergaß nichts und heuchelte.

Obgleich er ein Leibeigener war, gestattete ihm doch sein Amt eine größere Vertraulichkeit gegen den Gebieter, als den andern Dienern. Daß der Barbier fast überall bei denen, die er rasirt, große Vorrechte genießt, liegt vielleicht daran, daß er das Leben seiner Kunden so oft in der Hand hat. So gerieth auch Gregor beinahe täglich, wenn er sein Geschäft ausübte, mit dem General in eine Unterhaltung, zu welcher er allein den Stoff zu liefern pflegte.

Eines Tages kam das Gespräch auf Feodor. Der General dachte an die Züchtigung, die dieser dem Barbier hatte ertheilen lassen, und fragte den Letzteren, ob er nicht irgend etwas an seinem Liebling auszusetzen habe.

Gregor antwortete, „er halte Feodor für durchaus untadelhaft, wenn man von seiner Anmaßung absehen wolle.“

„Anmaßung?“ fragte der General erstaunt; „gerade von diesem Fehler habe ich ihn durchaus frei geglaubt.“

„Ja, ich hätte sagen sollen Ehrgeiz,“ antwortete Gregor.

„Wie, Ehrgeiz?“ fuhr der General fort; „ich sollte meinen, es zeugte eben nicht von Ehrgeiz, daß er in meinen Dienst eingetreten; denn nach seinem so ruhmvollen Feldzuge durfte er selbst nach der Ehre streben, in das Haus des Kaisers einzutreten.“

„Ja, Ehrgeiz und Ehrgeiz sind zweierlei,“ sagte Gregor lächelnd; Einer hat den Ehrgeiz, nach einem hohen Amte zu streben, der Andere strebt nach einer ausgezeichneten Verbindung; Einer will Alles sich selbst nur verdanken, ein Anderer möchte sich zum Fußschemel einer Frau machen, und am Ende stimmen sie Alle darin überein, daß sie die Augen höher erheben, als sie sollen.“

„Was willst Du damit sagen?“ rief der General, der zu merken anfing, wo Gregor eigentlich hinaus wolle.

„Ich wollte nur sagen, Euere Excellenz, daß es Leute giebt, die durch die Güte, die man ihnen beweist, nur ihre Stellung vergessen und nach einer höhern anstreben, obgleich ihnen schon auf dieser der Kopf schwindelt.“

„Gregor,“ sagte der General, „Du verwickelst Dich da in eine üble Geschichte; denn was Du da vorbringst, ist eine Anklage, und wenn ich sie als eine solche nähme, so würdest Du Deine Behauptungen beweisen müssen.“

„Beim heiligen Basilius, Excellenz, keine Sache ist so schlimm, daß man sich nicht mit Ehren herausziehen könnte, wenn man

nur die Wahrheit auf seiner Seite hat. Ich habe nichts gesagt, was ich nicht auch zu beweisen bereit wäre."

„Also Du behauptest, daß Feodor meine Tochter liebt?"

„Das hab' ich nicht gesagt," antwortete er mit der Doppelzüngigkeit seiner Nation, „sondern Euere Excellenz selbst; ich habe Fräulein Varinka nicht genannt."

„Aber Du hast es doch sagen wollen, nicht wahr? Antworte einmal offen, ich will sehen, ob Du Deine Gewohnheit lassen kannst."

„Nun ja, Excellenz, ich hab' es sagen wollen."

„Und Deiner Meinung nach erwidert wohl meine Tochter diese Liebe?"

„Ich fürchte es für sie und Euere Excellenz."

„Und was giebt Dir Grund zu diesem Glauben?"

„Erstlich versäumt Herr Feodor keine Gelegenheit, mit Fräulein Varinka zu sprechen."

„Er wohnt mit ihr unter einem Dache; meinst Du, er soll weglaufen, wenn er sie kommen sieht?"

„Wenn Fräulein Varinka spät nach Hause kommen und zufällig Herr Feodor Sie nicht begleitet hat, so mag es so spät sein als es will, Herr Feodor ist da, um ihr aus dem Wagen zu helfen."

„Feodor wartet auf mich, das ist seine Schuldigkeit," sagte der General und fing schon an zu glauben, daß der Verdacht des Leibeigenen nur auf solchen Scheingründen beruhe; „er erwartet mich, denn ich kann ja in jedem Augenblick vielleicht einen Befehl für ihn haben."

„Es vergeht selten ein Tag, an dem nicht Herr Feodor in das Zimmer des Fräuleins geht, obgleich so etwas in einem Hause, wie in dem Eurer Excellenz, den jungen Herren gewöhnlich nicht freisteht."

„Dann hab' ich ihn meistens selbst zu ihr geschickt!"

„Ja, bei Tage," antwortete Gregor, „aber... bei Nacht...?"

„Bei Nacht!“ schrie der General, sprang auf, erbleichte und mußte sich einen Augenblick am Tische festhalten.

„Ja, bei Nacht, Euere Excellenz,“ antwortete Gregor ruhig, „und da ich angefangen, wie Sie meinen, mir eine üble Geschichte einzubrocken, so will ich sie auch zu Ende bringen; und sollte mich auch eine noch härtere Strafe treffen, als die ich schon erhalten, länger duld' ich's nicht, daß man einen so vortrefflichen Herrn betrügt.“

„Nimm Dich wohl in Acht mit dem, was Du sprichst, Sklave, ich kenn' Euch Griechen! Wenn die Anklage, die Du aus Rachsucht vorbringst, nicht auf sichtbaren, handgreiflichen Beweisen beruht, wirst Du bestraft als ein schändlicher Verleumder.“

„Mir recht,“ sagte Gregor.

„Und Du behauptest gesehen zu haben, daß Feodor bei Nacht zu meiner Tochter geht?“

„Das will ich gerade nicht behaupten, Excellenz, daß ich gesehen, wie er zu ihr ging; aber ich habe gesehen, daß er von ihr ging.“

„Und wann?“

„Vor einer Viertelstunde ungefähr, als ich hieher zu Eurer Excellenz kam.“

„Du lügst, Schurke!“ schrie der General und ballte die Faust gegen den Leibeigenen.

„Das ist gegen unsere Abmachung, Excellenz,“ antwortete der Leibeigene und wich zurück: „ich soll ja erst dann bestraft werden, wenn ich keinen Beweis schaffen kann.“

„Und worin besteht er?“

„Ich hab's ja schon gesagt.“

„Und Du hoffst, daß ich Deinem bloßen Worte glauben werde?“

„Das nicht, aber Ihren Augen.“

„Und wie das?“

„Sobald Herr Feodor wieder bei Fräulein Varinka die Nacht

bleibt, bring' ich Eurer Excellenz Meldung. Aber bis jetzt, Excellenz, sind alle Bedingungen nur zu meinem Nachtheile."

„Wie?"

„Nun, wenn ich keine Beweise schaffen kann, soll ich als schändlicher Verleumder bestraft werden; gut; wenn ich aber welche schaffe, was bekomme ich dafür?"

„Tausend Rubel und Deine Freiheit."

„Topp, Excellenz," sagte Gregor ruhig und legte die Rasirmesser des Generals wieder in die Toilette. „Bevor acht Tage vergehen, hoff' ich, Sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Man kann sich denken, daß der General jetzt auf jedes Wort, auf jeden Blick aufpaßte, den Feodor und Varinka in seiner Gegenwart wechselten. Aber er sah nichts, was ihm seinen Argwohn hätte bestätigen können; im Gegentheile, Varinka schien ihm kälter und abgemessener als je.

So vergingen acht Tage. Um zwei Uhr in der Nacht zum neunten klopfte Gregor an des Generals Thüre.

„Wenn Euere Excellenz jetzt zu Dero Tochter gehen will, wird Sie Herrn Feodor bei ihr finden."

Der General wurde bleich und kleidete sich an, ohne eine Sylbe zu sprechen. An Varinka's Thür gab er dem Leibeignen einen Wink, sich zu entfernen. Allein dieser versteckte sich in einem Winkel des Corridors.

Als der General sich allein glaubte, klopfte er. Alles blieb still; aber Varinka konnte ja schlafen. Als er zum zweiten Male klopfte, fragte sie mit vollkommen ruhigem Tone: „Wer ist da?"

„Ich bins," antwortete der General mit einer vor Aufregung bebenden Stimme.

„Annuschka," sagte seine Tochter zu ihrer Milchschwester, die in dem nächsten Zimmer schlief, „öffne meinem Vater. Verzeihe, lieber Vater, Annuschka muß sich erst ankleiden; aber sie kommt augenblicklich."

Der General wartete geduldig, denn er hatte in der Stimme seiner Tochter nicht die mindeste Bewegung bemerkt und hoffte, Gregor würde sich getäuscht haben.

Bald öffnete sich auch die Thür und er trat ein, mit spähendem Blick umherschauend. Es war Niemand im ersten Zimmer.

Varinka lag im Bette. Sie war etwas bleicher als gewöhnlich, aber vollkommen ruhig, und auf ihren Lippen schwebte das Lächeln, mit welchem sie ihren Vater stets zu empfangen pflegte.

„Welchem glücklichen Umstand," fragte Sie mit einschmeichelnder Stimme, „hab' ich's zu verdanken, Sie, lieber Vater, in einer so späten Stunde der Nacht bei mir zu sehen?"

„Ich wollte mit Dir über eine wichtige Angelegenheit sprechen und glaubte, Du würdest mir's nicht übel nehmen, wenn ich auch Deinen Schlaf störe."

„Mein Vater wird mir jederzeit willkommen sein, er möge kommen, zu welcher Stunde es ihm beliebt."

Wieder blickte der General aufmerksam umher, überzeugte sich aber, daß im ersten Zimmer wenigstens Niemand verborgen sein könne. Ihm blieb noch das zweite zu untersuchen.

„Ich bin bereit Euch zu hören," sagte Varinka nach kurzem Schweigen.

„Ja, aber wir sind nicht allein, und keine anderen Ohren, als die Deinigen dürfen hören, was ich Dir zu sagen habe."

„Annuschka, lieber Vater, ist ja meine Milchschwester."

„Wenn auch," antwortete der General, ergriff eine Kerze und ging auf das andere, kleinere Zimmer zu.

„Annuschka," sagte er, „paß' im Corridor auf, daß uns Niemand belauscht." Dann sah er sich wieder mit forschendem Blick um, aber außer ihm und seiner Tochter war auch im zweiten Zimmer Niemand.

Als Annuschka herausgegangen, kehrte der General zu seiner Tochter zurück und setzte sich neben ihr Bett.

„Liebe Tochter," sagte er, seinem Kinde die Hand reichend, „ich habe eine wichtige Angelegenheit mit Dir zu besprechen."

„Und die ist?"

„Du bist bald achtzehn Jahre alt, und in diesem Alter pflegen sich die Töchter der adligen Häuser Rußlands zu vermählen." — Nach diesen Worten schwieg er einen Augenblick, um zu sehen, welchen Eindruck sie auf Varinka machen würden; aber sie ließ ihre Hand unbeweglich in der seinigen. — „Seit einem Jahre," fuhr er fort, „habe ich über Deine Hand verfügt."

„Darf ich wissen, zu wessen Gunsten?" fragte Varinka kalt.

„Du bist für den Sohn den Wirklichen Geheimen Cabinetsraths bestimmt; was denkst Du dazu?"

„Wie man sagt, ist er ein würdiger und edler junger Mann," erwiderte Varinka; „aber eine bestimmte Meinung kann ich von ihm nicht haben, da er seit längerer Zeit in Moskau in Garnison liegt."

„Binnen drei Monaten kehrt er zurück."

Varinka blieb stumm und regungslos.

„Hast Du mir denn nichts darauf zu antworten?" fragte der General.

„Nein, lieber Vater. Nur eine Gnade will ich mir von Ihnen erbitten."

„Und welche?"

„Ich möchte nicht vor meinem zwanzigsten Jahre heirathen."

„Und warum?"

„Ich habe ein Gelübde gethan."

„Aber, wenn dringende Umstände einen Bruch dieses Gelübdes erheischen und die Beschleunigung der Hochzeit nöthig machten?"

„Welche denn?" fragte Varinka.

„Feodor liebt Dich," sagte der General und sah ihr scharf ins Auge.

„Ich weiß es," antwortete Varinka mit so großem Gleichmuthe, als wenn gar nicht von ihr die Rede wäre.

„Du weißt es?“ rief der General.

„Ja, er hat es mir gesagt.“

„Wann denn?“

„Gestern.“

„Und Du antwortetest ihm .....?“

„Daß er sich entfernen müsse.“

„Und er hat eingewilligt?“

„Ja, mein Vater.“

„Wann will er abreisen?“

„Er ist schon abgereist.“

„Aber,“ sagte der General, „er hat mich erst um zehn Uhr verlassen.“

„Und mich um Mitternacht,“ erwiderte Varinka.

„Ach!“ rief der General unwillkührlich und athmete zum ersten Male wieder frei auf; „Du bist ein edles Mädchen, Varinka, und ich willige in Dein Verlangen ein. Nur bitte ich Dich zu bedenken, daß der Kaiser es ist, der diese Verbindung bestimmt hat.“

„Mein Vater wird mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu glauben, daß ich eine zu gehorsame Tochter bin, als daß ich eine widerspenstige Unterthanin sein könnte.“

„Nun gut, gut, Varinka! Also der arme Feodor hat Dir Alles gesagt?“

„Alles.“

„Du hast erfahren, daß er sich zuerst an mich gewandt?“

„Ja.“

„Also von ihm hast Du zuerst erfahren, daß Deine Hand bereits versagt ist?“

„Ja, von ihm.“

„Und er willigte ein, uns zu verlassen! Er ist wirklich ein herzensguter und edler Mensch! Mein Schutz soll ihn überall hin begleiten. O, wenn ich mein Wort nicht gegeben hätte, ich hatte

ihn so lieb! Auf meine Ehre, hättest Du nichts gegen ihn gehabt, ich hätte ihm Deine Hand bewilligt."

„Und können Sie Ihres Wortes nicht ledig werden?"

„Unmöglich."

„Nun, so mag in Erfüllung gehen, was geschehen soll!" sagte Varinka.

„Ja, so hör' ich meine Tochter gern sprechen," sagte der General und umarmte sie. „Gute Nacht, Varinka. Ich will Dich nicht fragen, ob Du ihn liebtest. Ihr habt alle Beide Euere Pflicht gethan, und mehr kann ich nicht verlangen."

Damit stand er auf und ging. Annuschka stand im Corridor; der General gab ihr ein Zeichen, daß sie wieder eintreten könne, und begab sich in seine Zimmer. An der Thür fand er Gregor.

„Nun, Euere Excellenz?" fragte dieser.

„Du hattest Recht und Unrecht zugleich; Feodor liebt meine Tochter, aber meine Tochter liebt ihn nicht. Er ist um eilf Uhr zu ihr gegangen, hat aber um Mitternacht auf immer von ihr Abschied genommen. Aber Du sollst dennoch morgen Deine tausend Rubel und die Freiheit haben."

Gregor entfernte sich verwundert.

Unterdeß war Annuschka wieder zu ihrer Herrin eingetreten und hatte die Thür sorgsam verschlossen. Sogleich sprang Varinka aus dem Bette und stürzte, sobald der letzte Fußtritt ihres Vaters im Corridor verhallt, in das Nebenzimmer, und beide Frauen räumten einen Haufen Wäsche fort, der in der Fensternische lag. Unter der Wäsche stand ein großer Kasten mit einem Federschloß. Annuschka drückte einen Knopf und der Deckel sprang auf. Beide Frauen stießen einen lauten Schrei aus, denn der Kasten war zum Sarge geworden — der junge Offizier war erstickt.

Lange hofften sie, er sei nur ohnmächtig; Annuschka spritzte ihm Wasser ins Gesicht, und Varinka hielt ihm belebende Essenzen unter die Nase, aber Alles war umsonst. Während der langen

Unterhaltung, die länger als eine halbe Stunde gedauert, hatte sich Feodor nicht aus dem Kasten befreien können, weil die Feder zugeschnappt war, hatte keine Luft bekommen und war erstickt.

In welcher schrecklichen Lage befanden sich die beiden Mädchen! Annuschka sah sich bereits in Sibirien; Varinka, wir müssen ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, Varinka sah nur Feodor.

Beide waren in Verzweiflung.

Die Verzweiflung der Zofe war egoistischer, als die ihrer Gebieterin, und darum kam sie zuerst auf ein Mittel, sich aus der Verlegenheit zu ziehen.

„Fräulein," rief sie plötzlich, „wir sind gerettet!"

Varinka erhob ihr Haupt und sah die Zofe mit thränenschweren Blicken an.

„Gerettet? Wir vielleicht, aber Er, Er!"

„Hören Sie mich, Fräulein, Ihre Lage ist schrecklich, Ihr Unglück entsetzlich, ich gebe es zu; aber Beides könnte noch ärger sein. Wenn der General erführe ...."

„Und was mache ich mir daraus?" sagte Varinka. „Vor aller Welt will ich jetzt meinen Thränen freien Lauf lassen."

„Und dann vor aller Welt der Schande preisgegeben sein! Morgen würden die Leibeigenen, übermorgen würde ganz Petersburg es wissen, daß ein Mann in ihrem Zimmer versteckt war und dabei gestorben ist. Bedenken Sie, Fräulein, Ihre Ehre, die Ehre Ihres Vaters, Ihrer ganzen Familie!"

„Du hast Recht," sagte Varinka, den Kopf schüttelnd, als wollte sie alle Trauergedanken abschütteln, die sie belasteten, „Du hast Recht; was ist zu thun?"

„Sie kennen meinen Bruder Iwan. Wir müssen ihm Alles sagen."

„Wohin denkst Du!" rief Varinka, „uns einem Manne anvertrauen? Was, sag' ich, einem Manne, einem Leibeigenen!"

„Je niedriger dieser Leibeigene steht," antwortete die Zofe,

„desto sicherer können wir sein, daß er reinen Mund hält, weil sein Vortheil es erheischt.“

„Aber Dein Bruder trinkt,“ sagte Varinka mit einem Ausdruck von Furcht und Ekel.

„Das ist wahr,“ entgegnete Annuschka, „aber wo finden Sie einen Mann, der einen Bart hat*) und es nicht thäte? Mein Bruder betrinkt sich noch seltener als alle Andern, also haben wir bei ihm am Wenigsten zu befürchten. Und in der Lage, in der wir einmal sind, müssen wir schon etwas wagen.“

„Du hast Recht,“ erwiderte Varinka und gewann schnell ihre gewohnte Entschlossenheit wieder, die bei ihr stets mit der Gefahr wuchs. „Geh', suche Deinen Bruder auf.“

„Diesen Morgen läßt sich nichts mehr thun,“ sagte Annuschka und zog ein Rouleau in die Höhe; „denn Sie sehen, der Tag graut schon.“

„Aber, was machen wir mit der Leiche des Unglücklichen?“

„Tagüber bleibt er hier liegen, und wenn Sie Abends im Hoftheater sind, so schafft ihn mein Bruder auf die Seite.“

„Es ist ja wahr,“ murmelte Varinka mit seltsamem, schrecklichem Tone vor sich hin, „ich gehe heute Abend ins Schauspiel; wie könnt' ich da fehlen; man würde Wunder was denken. O großer Gott!“

„Helfen Sie mir, Fräulein,“ sagte Annuschka, „ich habe allein nicht Kraft genug.“

Varinka wurde schrecklich bleich. Allein die Gefahr drängte, und entschlossen trat sie zur Leiche ihres Geliebten, hob ihn an den Schultern in die Höhe, während die Zofe ihn an den Füßen hielt, und half ihn wieder in den Kasten legen. Annuschka verschloß ihn, steckte den Schlüssel in ihren Busen und warf wieder die Wäsche darauf.

*) In Rußland tragen gewöhnlich nur die Leibeigenen lange Bärte.

Obgleich Varinka natürlich kein Auge geschlossen, ging sie doch zur Frühstückszeit zu ihrem Vater, um demselben auch nicht den mindesten Anlaß zum Argwohn zu geben. Doch sah sie bleich aus, als sei sie eben aus dem Grabe gestiegen. Der General schrieb dies jedoch der nächtlichen Störung zu.

Es war ein glücklicher Gedanke von ihr gewesen, zu sagen, daß Feodor abgereist sei; denn so war der General nicht allein nicht verwundert über sein Ausbleiben, da es ja seine Tochter rechtfertigte, sondern erklärte auch öffentlich, er habe seinen Adjudanten selbst mit einem Auftrage fortgeschickt. Varinka kehrte nicht früher in ihr Zimmer zurück, als bis sie sich zum Abend ankleiden mußte. Vor acht Tagen war sie mit Feodor zusammen im Theater gewesen.

Sie hätte Unpäßlichkeit vorschützen und zu Hause bleiben können, allein eine zwiefache Besorgniß rieth ihr davon ab. Der General hätte sich vielleicht ihretwegen beunruhigt, wäre auch zu Hause geblieben und hätte dadurch das Fortschaffen des Leichnams erschwert. Ferner wünschte sie das Zusammentreffen mit Iwan zu vermeiden, um sich nicht vor einem Leibeigenen schämen zu dürfen. Sie zog es daher vor, eine übermenschliche Anstrengung auszuhalten, und fing an, sich, von ihrer treuen Annuschka unterstützt, mit derselben Sorgfalt zu schmücken, als wäre ihr Herz voller Freude gewesen.

Als das heute so qualvolle Geschäft des Anziehens beendigt war, befahl sie Annuschka, die Thüre zu verschließen; denn sie wollte Feodor noch einmal sehen und dem entseelten Körper ihres Geliebten ein letztes Lebewohl sagen. Das Haupt mit Blumen umkränzt, mit Perlen und Juwelen behangen, aber im Herzen eine eisige Kälte, trat sie mit gespenstischem Schritt in das Nebenzimmer und beugte sich, ohne eine Thräne zu vergießen, ohne einen Seufzer hören zu lassen, mit der tiefen und fast leblosen Ruhe der Verzweiflung über Feodor hin, zog ihm einen einfachen Ring vom Finger, drückte ihm einen Kuß auf die Stirn und

sagte mit einem Tone, der trotz seiner scheinbaren Festigkeit das verstockteste, kälteste Herz erschüttert hätte:

„Leb' wohl, mein Bräutigam!“

Da ertönten Schritte in der Nähe. Der General schickte einen Kammerdiener, um zu fragen, ob seine Tochter bereit sei. Annuschka ließ den Deckel fallen, und Varinka folgte dem Diener, ihrer Milchschwester die Erfüllung der traurigen Pflicht überlassend.

Bald darauf rollte die Kutsche des Generals durch das große Hofthor. Annuschka ließ eine halbe Stunde verstreichen und suchte dann Iwan auf. Er saß mit Gregor, dem der General Wort gehalten und der noch an demselben Tage tausend Rubel und seine Freiheit erhalten, fröhlich beim Glase. Glücklicherweise hatten sie ihr Gelag erst so eben begonnen, und Iwans Kopf schien noch frei genug, so daß seine Schwester glaubte, ihm das Geheimniß anvertrauen zu können.

Er folgte Annuschka in das Zimmer Varinka's. Sie rief ihm ins Gedächtniß zurück, wie oft Varinka, die bei all' ihrem Stolz sehr großmüthig war, ihm schon Wohlthaten erwiesen. Da der Russe in der Trunkenheit zur Zärtlichkeit aufgelegt ist, hatten die wenigen Gläser, die er schon zu sich genommen, ihn zur Erkenntlichkeit gestimmt. Er sprach von seiner Ergebenheit in so befriedigenden Ausdrücken, daß Annuschka nicht länger Bedenken trug, den Kastendeckel öffnete und ihm Feodor's Leiche zeigte.

Bei diesem schrecklichen Anblick blieb Iwan einen Augenblick wie erstarrt stehen; bald aber berechnete er, was ihm die Mitwissenschaft eines solchen Geheimnisses an Geld und Wohlsein eintragen könne, schwur mit den heiligsten Eiden, seine Gebieterin nie zu verrathen, und erbot sich, die Leiche fortzuschaffen.

Das war keine schwere Aufgabe. Statt zu Gregor und seinen Cameraden an den Branntweintisch zurückzukehren, machte er einen Schlitten zurecht, belud ihn mit Stroh und versteckte darin eine Eisaxt. Dann versicherte er sich erst, ob ihn Niemand belausche,

und trug dann die Leiche herab, verbarg sie im Stroh, setzte sich darauf und fuhr erst die Newski-Perspective entlang, dann auf der Newa weiter. Nachdem er sich weit genug entfernt, schlug er ein Loch in das zwei Fuß dicke Eis, ließ den Leichnam hinuntergleiten und kehrte zurück, während Feodor's Reste dem finnischen Meerbusen zugetrieben wurden.

Um Mitternacht kehrte Varinka mit ihrem Vater zurück. Eine innere Gluth hatte den ganzen Abend über an ihr gezehrt, so daß sie noch niemals schöner erschienen. Die ersten und vornehmsten Herren des Hofes hatten sie mit ihren Huldigungen überhäuft.

Annuschka wartete schon in der Vorhalle. Varinka warf ihr einen fragenden Blick zu.

„Es ist Alles glücklich abgelaufen," flüsterte die Zofe.

Varinka athmete auf, als wenn ein Gebirge von ihrer Brust genommen wäre.

So viel Gewalt über sich selbst sie auch besaß, länger hätte sie die Gegenwart ihres Vaters nicht ertragen können; sie entschuldigte sich, wegen Ermüdung nicht zum Nachtessen bei ihm bleiben zu können.

Kaum war die Thüre ihres Zimmers hinter ihr verschlossen, so riß sie die Blumen aus dem Haar, den Schmuck von der Brust, ließ sich die Schnürbrust mit der Scheere aufschneiden, warf sich über ihr Bett und konnte nun endlich weinen und die Hände ringen.

Annuschka bekam am folgenden Tage den Auftrag, ihren Bruder zu belehren: eine zu beträchtliche Summe hätte bei einem Leibeigenen Verdacht erregen können; darum sagte sie ihm, so oft er Geld brauche, solle er nur fordern.

Gregor kaufte sich in der Nähe der Stadt eine Schenke, und da er viel Geschick zu einer solchen Wirthschaft und eine ausgedehnte Bekanntschaft unter den Dienern der ersten Familien besaß, machte er bald gute Geschäfte, und die rothe Schenke kam ordentlich in Schwung.

Die Adjudantendienste beim General versah ein Anderer, und so war im Hause des Grafen Tschermayloff die alte Ordnung wieder hergestellt.

Zwei Monate vergingen, ohne daß Jemand den mindesten Verdacht gefaßt hätte, als der General eines Morgens seine Tochter bitten ließ, zu ihm zu kommen. Varinka erbebte; denn seit jener Unglücksnacht war ihr Alles ein Anlaß zur Besorgniß. Der Graf war allein, aber schon mit dem ersten Blick übersah sie, daß diesmal nichts zu fürchten sei, und reichte ihm mit gewohnter Ruhe die Stirn zum Kuß.

Er winkte ihr, sich zu setzen, und zeigte ihr einen bereits geöffneten Brief. Dieser brachte die Nachricht, daß der junge Mann, dem ihre Hand zugesagt war, im Duell gefallen sei.

Der General lauschte in dem Gesicht seiner Tochter auf den Eindruck dieser Nachricht, und trotz all' ihrer Selbstbeherrschung jagten ihr plötzlich so viel verschiedene Gedanken, so viel schmerzliche Selbstvorwürfe durch die Seele, daß sie ihre Bewegung nicht ganz zu verbergen vermochte. Der General ward es gewahr und schob es auf ihre Liebe zum jungen Adjudanten, die er schon längst ahnte.

„Nun," sagte er lächelnd, „es wendet sich ja Alles zum Besten."

„Wie meinen Sie das, lieber Vater?"

„Ist Feodor nicht deshalb fortgegangen, weil er Dich liebte?"

„Ja," flüsterte sie mit halb unterdrückter Bewegung.

„So kann er ja auch wiederkommen."

Varinka blieb stumm; ihre Augen starrten vor sich hin, ihre Lippen zitterten.

„Wiederkommen!" sagte sie.

„Gewiß er wird wiederkommen! Wir müßten zu viel Unglück haben," fuhr der General lächelnd fort, „wenn wir nicht selbst hier im Hause *Jemand* fänden, der seinen Aufenthaltsort weiß.

Erkundige Dich danach, Varinka, und sage mir, wo er ist; das Uebrige soll meine Sorge sein."

„Niemand weiß, wo Feodor ist," murmelte Varinka dumpf vor sich hin; „Niemand als Gott."

„Wie, er sollte seit dem Tage seines Verschwindens nichts von sich haben hören lassen?" fragte der General ungläubig.

Varinka schüttelte den Kopf; ihre Seele wurde von zu schrecklichen Schmerzen zerrissen, als daß sie ein Wort finden konnte.

Nun wurde der General traurig.

„Fürchtest Du denn, daß sich irgend ein Unglück zugetragen?" fragte er Varinka.

Varinka unterlag der Gewalt ihres Schmerzes und rief:

„Für mich giebt es auf Erden kein Glück mehr! Erlauben Sie, lieber Vater, daß ich mich auf mein Zimmer zurückziehe," setzte sie schnell hinzu; „ich schäme mich, so etwas gesagt zu haben."

Der General glaubte, sie bereue durch diesen Ausruf, ihre Liebe verrathen zu haben, küßte ihr die Stirn und ließ sie gehen. Trotz der traurigen Miene, mit der sie von Feodor gesprochen, hoffte er doch, ihn noch ausfindig zu machen.

Noch an demselben Tage ging er zum Kaiser, erzählte ihm Feodor's Liebe und bat, da der Tod sein erstes Versprechen gelöst, zu dessen Gunsten über die Hand seiner Tochter verfügen zu dürfen. Der Kaiser willigte ein und gab sogar dem Polizeiminister den Auftrag, die nöthigen Maßregeln zu treffen, um Feodor's gegenwärtigen Aufenthaltsort zu ermitteln.

Sechs Wochen vergingen, ohne daß eine Nachricht einlief. Varinka war seit dem letzten Gespräch trauriger als je, und vergebens versuchte der General ihr Hoffnung zu machen. Er hörte endlich auf, von Feodor zu sprechen.

Aber dasselbe war nicht der Fall bei den übrigen Hausgenossen. Ausgenommen von Gregor, war Feodor von Allen geliebt. Seit man daher erfahren, daß er nicht vom General fortgeschickt,

sondern verschwunden sei, war dieses plötzliche Verschwinden fast das einzige Gespräch der Dienerschaft.

Auch an einem andern Orte beschäftigte man sich viel mit diesem Gegenstande, nämlich in der rothen Schenke.

Gregor's Verdacht erwachte von Neuem, als er von Feodor's geheimnißvollem Verschwinden hörte. Er wußte bestimmt, daß er zu Varinka gegangen war, und konnte es nicht begreifen, daß der General ihn nicht gefunden. Dazu kam, daß Iwan seit jener Zeit für einen Leibeigenen ungewöhnlich viel Geld ausgab. Er war ja Annuschka's Bruder; und so argwöhnte der verschmitzte Grieche bereits die Quelle seiner neuen Einnahmen. Dazu kam, daß Iwan, der nicht nur sein guter Freund geblieben, sondern auch sein bester Kunde geworden, niemals von Feodor sprach, und wenn die Rede auf denselben kam, das Gespräch kurz abbrach mit den Worten: „Sprechen wir von etwas Anderm.“

Am heiligen Dreikönigstage war viel Besuch bei Gregor. Auch Iwan erschien und klingelte zur großen Freude der anwesenden Gäste, die seine Freigebigkeit schon kannten, mit den Silberkopeken in seiner Tasche.

Die Unterhaltung kam auf die Leibeigenschaft, und einige der Unglücklichen, die im ganzen Jahre kaum vier Ruhetage haben, priesen das unerhörte Glück Gregor's.

„Ach was,“ sagte Iwan, dem der Branntwein anfing in den Kopf zu steigen, „mancher Leibeigene ist freier, als sein Gebieter.“

„Wie meinst Du das?“ fragte Gregor und schenkte ihm ein neues Glas ein.

„Glücklicher, wollt' ich sagen,“ verbesserte sich Iwan schnell.

„Nun, das möchte doch schwer zu beweisen sein.“

„Warum denn? Unsere Herrn .... kaum sind sie geboren, so giebt man sie zwei oder drei Schulmeistern in die Hände: einem Franzosen, einem Deutschen und einem Engländer. Mag er sie leiden können, oder nicht, bis zum siebzehnten Jahre muß er bei

ihnen aushalten und, er mag wollen, oder nicht, drei kauderwälsche Sprachen auf Kosten unserer schönen russischen erlernen, die er oft fast ganz vergessen, wenn er die andern kann. Will er dann zu etwas in der Welt kommen, so muß er Soldat werden. Ist er Unterlieutenant, so ist er ein Sklave des Lieutenants, ist er Lieutenant, ein Sklave des Hauptmanns, und so geht's herauf bis zum Kaiser, der zwar Niemands Sklave ist, den man aber eines Tages bei Tisch, auf dem Spaziergange oder in seinem Bette überfällt, vergiftet, erdolcht oder erdrosselt. Bleibt er im bürgerlichen Leben, so geht's freilich anders; er heirathet eine Frau, ohne sie zu lieben, und bekommt Kinder, ohne zu wissen, wo sie herkommen, für die er sorgen muß. Ewig muß er ringen und sich abmühen, wenn er arm ist, um seine Familie zu ernähren, ist er reich, um nicht von seinem Intendanten und seinen Pächtern betrogen zu werden. Heißt das Leben? Wir aber, wir werden geboren, und das ist der einzige Schmerz, den wir unserer Mutter verursachen; alles Andere geht uns nichts an, sondern nur unserem Herrn. Er muß uns ernähren, er muß unsern Beruf bestimmen, den man leicht lernt, wenn man nicht gerade eine ganz vernagelte Bestie ist. Sind wir krank, so curirt uns sein Doctor, denn es wäre ein Verlust für ihn, wenn wir stürben. Sind wir gesund, so haben wir unsere vier Mahlzeiten täglich und ein warmes Lager zur Nacht. Verlieben wir uns, nun so steht unserer Heirath niemals etwas im Wege, wenn nur die Liebste uns wieder liebt; der Herr fordert uns selbst auf, zu heirathen, so schnell es geht, denn er wünscht, daß wir so viel Kinder erzeugen, als irgend möglich. Und bekommen wir Kinder, so geht es denselben eben so gut, als uns. Ich sag' es Euch, Ihr werdet nicht viele Herren finden, die so glücklich sind, als ihre Leibeigenen."

„Du hast ganz Recht," erwiderte Gregor und schenkte ihm ein; „aber magst Du sagen, was Du willst, Du bist doch nicht frei!"

„Welche Freiheit fehlt mir denn?“ fragte Iwan.

„Nun, Du darfst doch nicht gehen, wann und wohin Du willst.“

„Ich bin frei wie der Wind,“ antwortete Iwan.

„Paperlapap!“ sagte Gregor.

„Frei wie der Wind, sag' ich Dir; denn ich hab' einen guten Herrn und vor allen Dingen eine prächtige Herrin,“ fuhr Iwan mit bedeutungsvollem Lächeln fort; „ich darf nur bitten, und es geschieht.“

„Ei, wenn Du Dich heute betrinkst und morgen wieder um Erlaubniß bätest, herkommen und Dich betrinken zu dürfen?“

„So würde ich die Erlaubniß auch bekommen.“

„Du würdest morgen wieder herkommen dürfen?“

„Morgen, übermorgen, alle Tage, wenn's mir gerade Spaß machte.“

„Ja, Iwan ist wirklich der Liebling des Fräuleins,“ sagte ein anderer Leibeigner des gräflichen Hauses, der auf Iwan's Kosten mittrank.

„Wenn man Dir auch wirklich,“ sagte Gregor, „die Erlaubniß gäbe, so würde Dir doch bald das Geld ausgehen.“

„Nie,“ meinte Iwan und stürzte ein Glas Branntwein hinunter, „nie wird es Iwan an Geld fehlen, so lange das Fräulein noch eine Kopeke im Beutel hat.“

„Ich habe sie von dieser freigebigen Seite nicht kennen gelernt,“ sagte Gregor mit Bitterkeit.

„Was Du für ein schlechtes Gedächtniß hast, Freund! Du solltest doch wissen, daß sie die Knutenhiebe ihren guten Freunden nicht nachrechnet.“

„Das mein' ich nicht,“ erwiderte Gregor; „ich weiß wohl, mit Knutenhieben ist sie nicht sparsam; aber mit Geld, das ist ein ander Ding. Ich habe nie auch nur einen Heller von ihr gesehen.“

„Aber ich hab' Geld, Freund,“ fuhr Iwan fort, immer be-

rauschter werdend; „sieh', da sind Kopeken, Silberkopeken, blaue Fünfrubel- und rothe Fünfundzwanzigrubelscheine. Und morgen könnt' ich auch Funfziger zeigen. Auf die Gesundheit des Fräuleins!"

„Aber das Geld," sagte Gregor, um Iwan immer mehr aufzustacheln, „das Geld kann doch die Verachtung nicht gut machen."

„Die Verachtung, die Verachtung? Wer verachtet mich? Du vielleicht, weil Du frei bist? Ueber die schöne Freiheit! Lieber bin ich ein Leibeigner, der gut zu leben hat, als ein Freier, der hungern muß!"

„Ich meine die Verachtung von Seiten der Herrschaft."

„Meine Herrschaft mich verachten? Frage hier Alexis, frage Daniel, ob das Fräulein mich verachtet."

„Iwan muß ein Zaubermittel haben," antworteten die angeredeten Leibeignen, „denn man spricht mit ihm stets, als wenn er ein vornehmer Herr wäre."

„Ja, weil er Annuschka's Bruder und Annuschka die Milchschwester des Fräuleins ist."

„Das ist wohl möglich," meinten die Leibeignen.

„Es bleibt sich ganz gleich, ob deswegen oder aus andern Gründen," fuhr Iwan fort; „genug, es ist so."

„Ja, aber wenn Deine Schwester stürbe? Wie dann?"

„Das wäre schade," meinte Iwan, „weil meine Schwester ein gutes Mädel ist; auf ihre Gesundheit! Aber wenn sie auch stürbe, so würde dadurch an der Sache nichts geändert. Man achtet mich meinetwegen, und man achtet mich, weil man mich fürchtet. Nun wißt Ihr's!"

„Man fürchtet sich vor dem gnädigen Herrn Iwan!" sagte Gregor laut auflachend. „Also wenn der gnädige Herr Iwan keine Lust mehr hätte, Befehle zu empfangen, sondern welche zu ertheilen, so würde man dem gnädigen Herrn Iwan wohl gar gehorchen?"

„Kann wohl sein,“ sagte Iwan.

„Er sagt: kann sein!“ wiederholte Gregor und lachte noch lauter. „Kann sein! Habt Ihr's Alle gehört?“

„Ja,“ sagten die Leibeignen, die so viel getrunken, daß sie nur noch in einzelnen Lauten antworten konnten.

„Nun wohl denn! ich will nicht mehr sagen: kann sein; jetzt sage ich: ganz gewiß.“

„Das wollt' ich denn doch sehen!“ sagte Gregor. „Ich wollte schon was d'rum geben, es zu sehen!“

„Jage diese Kerle fort, die sich ja schon wie Schweine besoffen haben, und Du sollst es umsonst sehen.“

„Umsonst? Du treibst wohl Deinen Scherz mit mir? Denkst Du denn, daß ich ihnen umsonst zu trinken gebe?“

„Wie viel können sie denn noch in Deinem schändlichen Schnaps versaufen, wenn sie bis Mitternacht hier bleiben?“

„Wenigstens noch zwanzig Rubel.“

„Na, da sind dreißig; jage sie heraus, damit wir unter uns sind.“

„Cameraden,“ sagte Gregor und zog die Uhr, „es ist bald Mitternacht; Ihr kennt den Befehl des Gouverneurs, also geht nach Hause.“

Die Russen sind an den blinden Gehorsam gewöhnt; ohne zu murren gingen sie, und Gregor blieb mit Iwan und noch zwei Leibeignen des Generals allein.

„Nun sind wir unter uns,“ begann Gregor. „Was willst Du thun?“

„Was sagt Ihr dazu,“ sprach Iwan, „wenn trotz der späten Stunde, trotz der Kälte und trotzdem, daß wir Leibeigne sind, das Fräulein herkäme und auf unsere Gesundheit anstieße?“

Gregor zuckte wie verächtlich die Achseln und sagte spöttisch: „Da müßtest Du die gute Gelegenheit benutzen und ihr zugleich sagen, daß sie eine Flasche Branntwein mitbringt; denn in des Generals Keller giebt's gewiß bessern, als in dem meinigen.“

„Ja, er hat bessern in seinem Keller, und das Fräulein soll eine Flasche mitbringen," sagte Iwan, seiner Sache völlig gewiß.

„Du bist verrückt!" antwortete ihm Gregor.

„Ja, er ist verrückt," wiederholten die beiden andern Leibeignen maschinenmäßig.

„Willst Du wetten?" meinte Iwan.

„Was gilt die Wette?"

„Zweihundert Rubel Schein gegen ein Jahr freie Zeche!"

„Topp!"

„Sind wir mitgerechnet?" fragten die beiden Andern.

„Freilich; und aus Rücksicht auf Euch will ich mich mit sechs Monaten begnügen."

Mit großem Vertrauen zog Iwan seinen Pelz an und ging. Nach einer halben Stunde war er wieder da.

„Nun wie steht's?" riefen die Drei ihm entgegen.

„Sie folgt mir auf dem Fuße.

Die drei Trinker glotzten sich verwundert an; Iwan setzte sich ruhig zu ihnen, schenkte ein und erhob sein Glas.

„Das Fräulein soll leben! Ihre Gesundheit auszubringen, ist das Wenigste, was wir ihr dafür schuldig sind, daß sie so gefällig ist, trotz Dunkelheit, Kälte und Schneegestöber zu uns zu kommen."

„Annuschka," sagte eine Stimme vor der Thür, „klopfe und frage Gregor, ob nicht einige von unsern Leuten bei ihm sind."

Gregor und die beiden Leibeignen waren erstaunt; sie hatten Varinka's Stimme erkannt. Iwan schaukelte sich mit bewunderungswürdiger Frechheit auf seinem Stuhle hin und her.

Annuschka öffnete die Thüre, und man sah draußen den Schnee in dichten Flocken fallen.

„Ja, gnädiges Fräulein, mein Bruder Iwan, Daniel und Alexis sind da."

Varinka trat ein.

„Ihr guten Leutchen," sagte sie mit sonderbarem Lächeln, „man

hat mir gesagt, daß Ihr auf meine Gesundheit trinkt, und ich bringe Euch hier etwas, womit Ihr anstoßen könnt. Es ist eine Flasche alter Franzbranntwein aus dem Keller meines Vaters, ganz wie Ihr gewünscht habt. Haltet mir Eure Gläser her."

Gregor und die beiden Leibeignen gehorchten mit der Langsamkeit und dem Zaudern des Erstaunens, während Iwan sein Glas mit der größten Unverschämtheit hinhielt. Varinka schenkte selbst ein und sagte, da sie noch immer nicht trinken wollten:

„Auf meine Gesundheit, trinkt aus!"

„Hurrah!" schrieen die Zecher, durch den milden vertraulichen Ton des vornehmen Gastes ermuthigt, und leerten ihre Gläser auf einen Zug. Varinka schenkte wieder ein und setzte dann die Flasche auf den Tisch.

„Leert diese Flasche, ihr Leutchen," sagte sie, „und kümmert Euch um mich weiter nicht; ich und Annuschka wollen, wenn der Hausherr erlaubt, am Ofen so lange warten, bis das Wetter etwas besser wird."

Gregor wollte aufstehen, um Sessel an den Ofen zu stellen, aber er sank auf seine Bank zurück und versuchte umsonst, eine Entschuldigung zu stammeln.

„Laßt es nur gut sein," sagte Varinka, „und stört Euch gar nicht im Trinken."

Die Zecher benutzten die Erlaubniß, und jeder leerte sein Glas. Gregor hatte kaum ausgetrunken, als sein Kopf auf den Tisch sank.

„Gut," sagte Varinka leise zu ihrer Zofe, „das Opium wirkt!"

„Was wollen Sie denn aber thun, Fräulein?" fragte Annuschka.

„Wirst es gleich sehen."

Die beiden Leibeignen folgten bald dem Beispiele des Hausherrn und sanken besinnungslos nieder. Iwan rang noch mit dem Schlaf und versuchte ein Trinklied zu singen, bald aber versagte ihm die Zunge den Dienst, die Augen fielen zu, und halbe,

unverständliche Worte stammelnd, fiel er bewußtlos neben seinen Cameraden nieder.

Sogleich stand Varinka auf und heftete einen durchdringenden Flammenblick auf die Schläfer. Damit begnügte sie sich noch nicht, sondern rief jeden bei seinem Namen. Keiner antwortete. Dann schlug sie, wie freudig, in die Hände und sprach: „Jetzt ist es Zeit."

Aus dem Hintergrunde des Gemachs holte sie einen Arm voll Stroh, legte in jede Ecke ein Häufchen und steckte es mit einem Kienspan in Brand.

„Um's Himmels willen, was thun Sie!" schrie Annuschka und wollte sie daran verhindern.

„Ich will unser Geheimniß unter der Asche begraben."

„Aber mein Bruder, mein armer Bruder!"

„Dein Bruder ist ein Schurke und hat uns verrathen; wir wären verloren, wenn wir ihn nicht aus dem Leben schafften.

„Ach mein Bruder, mein armer Bruder!"

„Du kannst mit ihm sterben," sagte Varinka und begleitete diesen Vorschlag mit einem schrecklichen Lächeln, aus dem ersichtlich war, daß es ihr ganz recht gewesen, hätte Annuschka ihre Geschwisterliebe so weit treiben wollen.

„Aber da kommt schon das Feuer!" schrie die Zofe.

„Heraus denn!" rief Varinka, riß das fast besinnungslose Mädchen mit sich, schloß hinter sich die Thür und warf den Schlüssel weit von sich weg in den Schnee.

„Um des Himmels willen!" schrie Annuschka, „schnell, schnell nach Hause. Ich kann dies gräßliche Schauspiel nicht ansehen."

„Nein, wir wollen gerade hier bleiben," sagte Varinka und hielt ihre Dienerin mit beinahe männlicher Kraft an der Hand zurück. „Wir bleiben, bis das Haus zusammenstürzt und wir sicher sein können, daß Niemand entwischt."

„Allmächtiger Gott!" rief Annuschka und sank auf die Kniee;

„sei meinem armen Bruder gnädig; denn der Tod führt ihn vor Dein Angesicht, bevor er sich dazu bereiten kann.“

„Ja, bete, bete,“ sagte Varinka; „denn nur ihre Leiber will ich vernichten, nicht ihre Seelen. Bete, ich erlaub' es Dir.“

Mit untergeschlagenen Armen blieb Varinka stehen, von der dunkeln Gluth der Feuersbrunst beleuchtet, während neben ihr die Zofe knieend betete.

Das Haus war von Holz und die Fugen, wie bei allen russischen Bauerhäusern, mit Werg verstopft, so daß die Flammen es schnell verzehren mußten. Varinka folgte den Fortschritten derselben mit aufmerksamen Augen, immer noch besorgt, eine halbverbrannte, gespenstische Gestalt aus der Gluth hervorspringen zu sehen. Endlich stürzte das Dach zusammen, und jetzt kehrte sie, von aller Furcht befreit, mit Annuschka in ihre Wohnung zurück.

Am folgenden Tage sprach ganz Petersburg vom Brande der rothen Schenke. Man hatte die Ueberreste von vier Leichen aus der Asche hervorgezogen, und da drei seiner Leibeignen nicht zurückgekehrt waren, zweifelte der General nicht, daß Iwan, Daniel und Alexis mit Gregor zugleich verbrannt seien.

Die Entstehungsart des Feuers blieb Allen ein Geheimniß. Das Haus lag so einsam, und das Schneegestöber war so heftig gewesen, daß Niemand den beiden Mädchen begegnet war. Auf ihre Zofe konnte Varinka sich verlassen; ihr Geheimniß war also mit Iwan untergegangen.

Aber jetzt traten Gewissensbisse an die Stelle der Furcht. Dem Ereigniß hatte sie unbeugsam die Stirne geboten, aber die Erinnerung an dasselbe zu ertragen, gebrach es ihr an Kraft. Sie glaubte sich eine Erleichterung zu verschaffen, wenn sie ihr Verbrechen einem Geistlichen anvertraue, und erzählte einem Popen unter dem Siegel der Beichte, was sie gethan.

Der Priester blieb starr vor Entsetzen bei ihrer Erzählung und verweigerte ihr die Absolution.

Diese Verweigerung war schrecklich, denn dadurch verwies er Varinka vom Abendmahle; dies mußte bemerkt werden, und die Welt konnte den Grund nur in irgend einem unbekannt gebliebenen Verbrechen suchen.

Varinka fiel dem Priester zu Füßen und beschwor ihn bei der Ehre ihres Vaters, auf dessen Haupt die Schande zurückfallen müsse, von seiner Strenge nachzulassen.

Der Pope dachte lange nach; endlich glaubte er ein Auskunftsmittel gefunden zu haben. Varinka sollte sich wie die Andern dem Tische des Herrn nahen, aber er wollte ihr dann nur sagen: „Weine und bete." Die Anwesenden würden dann glauben, sie habe wie die Andern das Abendmahl erhalten. Mehr konnte sie von ihm nicht erlangen.

Diese Beichte hatte um sieben Uhr Abends stattgefunden. Die Dunkelheit und die Einsamkeit der Kirche hatte den Auftritt noch grauenvoller gemacht. Bleich und zitternd kehrte der Pope in sein Haus zurück. Seine Frau, Elisabeth, erwartete ihn. Eben hatte sie ihr achtjähriges Töchterchen Arina im anstoßenden Zimmer zu Bette gebracht.

Als sie ihren Mann erblickte, schrie sie auf vor Schreck, so verändert sah er aus, und wollte wissen, was ihm fehle. Der Pope verweigerte es ihr zu sagen. Den Tag vorher hatte Elisabeth gehört, daß ihre Mutter krank sei, und glaubte, ihr Mann habe eine Trauernachricht erhalten. Heute war gerade Montag, der bei den Russen für einen Unglückstag gilt; beim Ausgehen war sie einer Frau in Trauer begegnet: Grund genug für sie, ein Unglück zu fürchten.

Sie brach in lautes Schluchzen aus und rief! „Meine Mutter ist wohl gestorben?"

Vergebens bemühte sich der Pope, sie zu beruhigen und ihr zu versichern, daß seine Aufregung einen andern Grund habe. Sie

blieb bei ihrer einmal gefaßten Idee und antwortete auf alle seine Vorstellungen immer nur: „meine Mutter ist todt!“

Da gesteht ihr der Pope denn, daß seine Aufregung durch ein ihm gebeichtetes, schweres Verbrechen bewirkt sei. Aber Elisabeth schüttelt den Kopf. „Das ist eine List,“ sagte sie, „um mein Unglück besser zu verheimlichen.“ Sie bekommt heftige Zufälle, ihre Thränen versiegen, aber epileptische Krämpfe durchzucken ihre Glieder. Da läßt sie denn der Priester schwören, daß sie das Geheimniß bewahren wolle und — das heiligste Mysterium der Beichte ist verrathen.

Die kleine Arina ist schon beim ersten Schrei Elisabeths erwacht, aus Neugierde und Besorgniß aufgestanden, hat an der Thüre gelauscht und Alles gehört.

Der Tag des Abendmahls erscheint; die St. Simonskirche ist von Gläubigen erfüllt. Varinka kniet vor dem Gitter des Chors; hinter ihr steht ihr Vater und seine Adjudanten, hinter diesen seine Dienerschaft.

Auch Arina ist mit ihrer Mutter in der Kirche; sie ist neugierig und will Varinka sehen, deren Namen sie in jener Schreckensnacht gehört hat, in welcher ihr Vater die heiligste Pflicht eines Geistlichen verletzte. Während ihre Mutter betet, verläßt sie den Kirchstuhl und schlüpft zwischen den Andächtigen hindurch, fast bis an das Gitter. Dort wird sie von der Dienerschaft des Generals aufgehalten. Aber sie ist nicht so weit hergekommen, um auf halbem Wege stehen zu bleiben, und versucht, sich durchzudrängen. Einer stößt sie etwas roh zurück; das Kind fällt und verletzt sich den Kopf an einer Bank. Ganz blutig steht sie wieder auf und schreit:

„Du bist sehr ungezogen für einen Leibeignen! Wohl deshalb, weil Du zu der vornehmen Dame gehörst, welche die rothe Schenke angesteckt hat?“

Diese mitten im tiefsten Schweigen mit lauter Stimme gespro-

chenen Worte hat jedes Ohr vernommen; ihnen folgte ein Schrei; Varinka ist eben in Ohnmacht gefallen.

Am folgenden Tage warf sich der General Paul I. zu Füßen und erzählte ihm, als seinem Kaiser und Richter, die ganze schreckliche Geschichte, welche Varinka ihm in der Nacht gestanden.

Der Kaiser schwieg eine Weile still und versank in tiefes Nachdenken. Es mochte ihm einfallen, daß er den ersten Grund des Unglücks gelegt. Dann trat er an seinen Schreibtisch und schrieb eigenhändig folgendes Urtheil:

„Der Pope wird, weil er das Beichtgeheimniß verletzt, seines Amtes entsetzt und nach Sibirien verbannt. Seine Frau und Tochter sollen ihn dahin begleiten.“

„Annuschka, die Zofe, geht gleichfalls nach Sibirien, weil sie ihren Herrn nicht mit der Aufführung seiner Tochter bekannt gemacht hat.“

„Der General kann auch in Zukunft meiner Achtung versichert sein, ich beklage ihn und fühle mit ihm den schmerzlichen Schicksalsschlag, der ihn betroffen hat.“

„Was Varinka betrifft, so weiß ich für sie keine Strafe und sehe in ihr die Tochter eines braven Officiers, dessen ganzes Leben dem Vaterlande gewidmet war. Die Art, wie ihr Verbrechen an den Tag gekommen ist, scheint mir die Schuldige dem Bereiche meiner Strenge zu entziehen: mag sie selbst ihre Strafe wählen. Wenn ich ihren Charakter verstanden habe, und ihr noch ein Gefühl von Würde geblieben ist, so werden schon Herz und Gewissen ihr den Pfad zeigen, den sie einzuschlagen hat.“

Am folgenden Tage waren die Befehle des Kaisers bereits vollzogen.

Varinka ging in ein Kloster und, verzehrt von Schaam und Schmerz, starb sie noch in demselben Jahre.

Der General suchte und fand den Tod bei Austerlitz.

Dr. **Jordan.**

Marie von Joysel.

1.

Im Jahre 1663 lebte in Paris ein alter Canonicus im Frieden mit dieser Welt und in der Hoffnung auf das Himmelreich. Der Canonicus Leblanc war ein würdiger Greis mit weißem Haar und trotz seinen achtundsechzig Jahren noch frisch, wie es alle alten Diener Gottes sind, die im Glauben gelebt haben, fern von weltlichen Leidenschaften. Nur selten berührten ihn flüchtige Sorgen. Ob er gleich gern aß, so denke man sich ihn doch nicht voll und rund, mit feistem Vollmondsgesichte; er war vielmehr ein schöner Greis, etwas hager, ziemlich groß, und er erfüllte seinen Beruf mit vollem Glauben und Ernst. Jedermann liebte ihn. Er besaß kein großes Vermögen; das Wenige, was er sein nannte, gehörte seiner Familie, den Armen und seiner Haushälterin. Nur etwas hypochondrisch war er; die Heiterkeit und die Traurigkeit fanden sich ruck- und stoßweise abwechselnd ein, je nach dem Regen oder dem schönen Wetter. Seine verdrüßlichen Tage verbrachte er am Kamine, in endlose Träumereien versunken. Es war ihm dann keine Rede abzulocken; er antwortete nur einsylbig, selbst wenn die Haushälterin von dem Abendessen sprach. Bisweilen vergingen so acht Tage düster und still, bis man ihn eines Morgens plötzlich wieder guter Laune fand und er sein Fenster und sein Herz dem ersten Sonnenstrahle öffnete.

Er stammte aus einer armen Familie in der Nähe von Lyon. Seine Schwester hatte sich mit einem Arzte in Lyon, Thome, verheirathet, der zwar ein ehrlicher Mann, aber ein schlechter Arzt war, so daß, als er starb, seine Frau mit den Kindern in Noth gerieth. Den zweiten Sohn, Karl Heinrich Thome, empfahl er dem Canonicus. Dieser schickte, ohne der Haushälterin etwas zu sagen, seinem Neffen dreitausend Francs, damit er in Montpellier die Arzneikunst studire. Als er die Studien beendigt hatte, machte er sich auf den Rath seiner Mutter auf den Weg nach Paris zu dem Oheim.

Er war ein großer junger Mann von vierundzwanzig Jahren, mit einem etwas bleichen, aber lebensvollen Gesichte, das braune Locken umrahmten. An einem Decemberabende kam er in der Wohnung des alten Oheims an, der ihn zärtlich aufnahm. Auch die Haushälterin gewann ihn lieb und sie erzählte ihm bald von der Traurigkeit, in die der Canonicus bisweilen verfalle. An einem solchen Tage bemühete sich Heinrich sehr, den Oheim zum Sprechen zu bringen, aber vergeblich; erst als der junge Arzt sich zum Fortgehen anschickte, brach der Greis in die Worte aus: „Ach, mein Gott, gieb mir die Kraft, sie zu retten. Armes Weib! In einem unwürdigen Gefängnisse! Ach Herr, du hattest mehr Erbarmen mit Magdalenen. Und Magdalena hatte vielleicht weniger Thränen und weniger Schönheit."

Heinrich, der erschrocken das Geheimniß der Träume seines Oheims erfuhr, schlich leise hinaus. Aber plötzlich trat die alte Haushälterin ein und hielt ihn auf.

„Werden wir zeitig zu Abend essen, Herr Canonicus?" fragte sie.

Der Abbé Leblanc antwortete nicht.

„Hören Sie?" fragte Angelica mit kreischender Stimme. „Sagen Sie mir, ob Sie heute in das Gefängniß gehen."

— „Nein, nein, ich gehe nicht," antwortete der Canonicus als rede er mit sich selbst. „Ich werde nicht mehr dahin gehen."

Während er das sagte, nahm er seinen Regenschirm und ging fort.

„Da sehen Sie den närrischen Menschen; er geht trotz dem Regen. Hat man jemals einen Canonicus gleich ihm gesehen? Ich frage Sie, konnte er nicht warten bis morgen? Sich so stören zu lassen wegen solcher liederlicher oder verbrecherischer Weiber!“

Heinrich war nachdenkend geworden. Er folgte in Gedanken seinem Oheime, sah ihn nach St. Pelagie gehen, in eine der Zellen eintreten und irgend eine schöne reuige Sünderin trösten, die, wie Magdalene, nur noch ihr Haar und ihre Thränen hatte.

„Ich werde nach St. Pelagie gehen,“ sagte er plötzlich, als wenn ihn eine Ahnung fortzöge.

2.

Bis dahin hatte Heinrich nicht geliebt. Zwar lebte er in Montpellier während seiner Studien keineswegs wie ein Einsiedler, aber die Leidenschaft hatte sein Herz noch nicht ergriffen. Die Liebe hat, das muß man gestehen, in der ersten Jugend nicht Kraft genug; sie ist da nur eine Blume, ein Irrlicht. Larochefoucault sagt ganz mit Recht: vor der Liebe geht das Liebeln voraus.

Nach der Rückkehr des Canonicus fragte ihn Heinrich, ob die verirrten Schafe wieder auf den rechten Weg gekommen wären.

„Die armen Gefangenen,“ sagte der Abbé Leblanc ziemlich lebhaft, „sind Alle von der Stimme des Evangeliums sehr ergriffen und sie fühlen aufrichtig Reue. Eine nur widerstrebt mehr und spricht gleichgültig von ihrem Seelenheile. Gottes Gnade wird indeß endlich auch ihr Herz erfüllen.“

Nach einer Pause fuhr der Canonicus fort, als spreche er mit sich selbst, während er seinen Regenschirm abschüttelte:

„Ach, wenn ich diesen gefallenen Engel retten könnte.“

— „Lieber Oheim,“ fragte Heinrich einigermaßen verlegen, „giebt es keine Kranken in St. Pelagie?“

„Immer; das Gefängniß ist fast ein Grab; man lernt da sterben."

— „Da Sie dort ein so trefflicher Arzt der Seelen sind, warum sollte ich nicht etwas der Arzt der Leiber sein; Sie stehen auf freundschaftlichem Fuße mit dem Herrn von Louvois, mit dem Herrn Erzbischof und andern Hochgestellten; könnten Sie mich nicht zum Assistenzarzte des Gefängnisses machen lassen und mir etwa 600 Livr. Gehalt verschaffen? Es wäre dies, bevor ich reichere Kranke finde, ein Studium für mich. Denken Sie daran."

„Sechshundert Livres," murmelte der Canonicus. „Er hat Recht. Uebrigens wäre es auch eine Erleichterung für mich. Sechshundert Livres! Ja, ich will darüber nachdenken."

Bald versank er wieder in seine Träumereien.

Den zweitnächsten Tag erinnerte Heinrich den Oheim an das Versprechen und erfuhr, daß der Canonicus die Sache dem Kanzler bereits vorgetragen und daß dieser Heinrich zum Assistenzarzte bei dem Gefängniß von St. Pelagie ernannt habe.

Nachdem Heinrich in Begleitung seines Oheims seine Besuche bei dem Oberarzte und der Superiorin gemacht, wünschte er bei den kranken büßenden Sünderinnen eingeführt zu werden, fand aber an diesem Tage nur unwürdige, durch das Verbrechen und schlechte Leidenschaften gebrandmarkte Geschöpfe, die weder Schönheit noch Energie besaßen.

„Mein Oheim hat sich sicherlich verblenden lassen," dachte er. „Ich habe doch fast alle Gefangene gesehen, und keine einzige unter ihnen kann mit der reuigen Magdalene verglichen werden." Einige Tage nachher aber, als er mit dem Kerkermeister über einen Corridor ging, ersuchte ihn eine Klosterfrau, die Schwester Martha, eine arme Gefangene, zu besuchen, welche der Director des Gefängnisses zur Arbeit der Verurtheilten zwingen wolle.

„Wenn sie jemals dort arbeitet, will ich mich einsperren lassen," sagte der Kerkermeister. „So schöne weiße Hände sollte man ruhen lassen."

Aus der Miene, mit welcher er dies sagte, konnte man errathen, daß diese schönen weißen Hände einige Geldstücke in die seinigen gedrückt hatten. Heinrich Thome folgte schweigend der Nonne, die ihn in eine kleine Zelle am Fuße einer Treppe führte. Sie nahm einen Schlüssel vom Gürtel, klopfte dreimal an, öffnete und ließ den jungen Arzt eintreten.

Die Gefangene neigte langsam das Haupt, indem sie einen gleichgültigen Blick auf Heinrich Thome warf.

„In einigen Minuten komme ich zurück," sagte die Nonne, indem sie die Thüre wieder verschloß.

Der junge Arzt blieb vor der Gefangenen stehen, die auf einem Bette saß. „Gnade, Herr," sprach sie mit engelgleicher Milde, „aus Barmherzigkeit erklären Sie mich für krank. Da Sie Arzt sind, wird Ihnen dies nicht unangenehm sein," setzte sie mit einem leichten schelmischen Lächeln hinzu..

Dabei schlug sie die Augen auf, von denen er geblendet wurde.

— „Ich weiß nicht, was ich Ihnen antworten soll, außer daß ich Sie so lange, als Sie es wünschen, für krank erklären werde. Um mein Gewissen zu beschwichtigen, erlauben Sie mir..."

Er vollendete nicht, denn die Gefangene gab ihm die Hand, ohne sich bitten zu lassen. Da sie fühlte, daß er sie etwas stärker drückte, als es ein Arzt thun darf, fragte sie schnell, ob sie das Fieber habe.

„Nein," antwortete er mit bewegter Stimme. „Aber," setzte er hinzu, „Ihret- und meinetwegen erkläre ich Sie auf lange Zeit für krank. Sogleich will ich Sie in das Verzeichniß eintragen."

Sie nahm diese Worte mit einiger Verachtung auf.

„Ich bin Ihnen für Ihren guten Willen Dank schuldig."

Darauf nahm sie ein Gebetbuch und stellte sich, als lese sie darin. Heinrich ging sehr bewegt in der Zelle auf und ab und suchte das Gespräch von Neuem anzuknüpfen.

„Sie haben," sagte er, „einen sehr ergebenen Freund in

meinem Oheime, dem Canonicus; Sie haben sein Herz bewegt.. Ein so großes und edel getragenes Unglück, eine so seltene Schönheit, die ein verderbliches Schicksal in einem Gefängnisse birgt, so viele Thränen, die in der Stille und Einsamkeit vergossen werden, während viele Herzen sie gern aufnehmen würden ...“

Die Gefangene schlug das Buch zu und richtete stolz das Haupt empor.

„Mein Herr,“ sprach sie mit einiger Bitterkeit, „ich gestehe nicht Jedermann das Recht zu, mich zu beklagen.“

Da sie sah, daß diese Worte den jungen Arzt tief verletzten, suchte sie dieselben zu mildern.

„Die Freundschaft aber,“ setzte sie mit einem schmerzlichen Seufzer hinzu, „die wir Beide für den Herrn Abbé Leblanc fühlen, entschuldigt Sie vielleicht. Beklagen Sie mich, wenn Sie wollen, ich werde es nicht übel nehmen.“

In diesem Augenblicke öffnete die Nonne die Thür wieder.

„Auf Wiedersehen! Morgen!“ sprach der junge Arzt Thome, sich verneigend. Die Gefangene antwortete nicht, sondern grüßte nur kalt. Heinrich ging traurig hinweg.

Als Heinrich seinen Oheim Nachmittags traf, konnte er nicht umhin, zu demselben zu sagen, daß er die Gefangene gesehen und daß sie das schönste Weib in der Welt sei.

„Doch,“ setzte er hinzu, „habe ich nur ihre Augen und ihre Hände gesehen. Welch' schreckliche Augen! Welche anbetungswürdigen Hände!“

— „Sündhafte Augen und Hände,“ sprach der Oheim mit einem Seufzer. „Laß uns nie von diesem Weibe sprechen.“

Als Heinrich allein in seinem Zimmer war, suchte er sich sein Zusammentreffen mit der berühmten Gefangenen deutlich wieder vorzustellen, und allmälig trat wieder vor seine entzückten Augen das Gesicht, das er kaum erblickt hatte, mit seiner so rührenden Blässe, mit seinen so reinen Zügen, mit seinen so zauberischen

Reizen. Bei dieser Gelegenheit müssen wir ein Paar Worte über dieses Gesicht sagen. Toppel malte die Gefangene, als sie in der Welt glänzte, und nach diesem Maler war sie ein treues Ebenbild der Courtisane Titian's; dieselbe Liebesgluth in den Augen und auf den Lippen, keine Erhebung, keine Ahnung des Himmels, sondern ganz von dieser Welt, nur geschaffen, um zu lieben und zu verführen. Als Heinrich Thome sie in der Zelle sah, war es nicht mehr dasselbe Portrait; fern von der Sonne, fern von der Welt und von der Liebe, war sie erbleicht; ihre Wangen waren eingesunken unter den Thränen und der Reue, und ihre Augen hatten etwas von ihrer Gluth verloren. Aber wenn sie minder schön war für den Blick, so war sie um so schöner für das Herz.

„Wer dieses Weib liebt, stürzt sich in einen Abgrund," flüsterte Heinrich Thome, indem er die Arme sinken ließ.

Den ganzen Tag über und während der Nacht versuchte er sich dieser zauberhaften Erinnerung an die Gefangene zu entziehen; er stand aber einmal unter dem Zauber; überall sah er jenes bleiche Gesicht, dem die Leidenschaft reizende Spuren aufgedrückt hatte, jene anbetungswürdigen Augen, die so viele Liebe ausgeströmt, so viele Thränen vergossen, für ihn aber nur ein verächtliches Lächeln gehabt hatten, und jene so feine, so weiße Hand, die er noch in der seinigen fühlte. „Warum küßte ich diese Hand nicht?" fragte er sich.

3.

Am andern Tage gegen Mittag kehrte Heinrich Thome in das Gefängniß zurück. Er war aufgeregter und bleicher als am Tage vorher, als er in die Zelle der schönen Gefangenen eintrat. Indeß er konnte sich auch mehr beherrschen, und in dem Wunsche, ein wenig in das Geheimniß dieses großen Unglücks einzudringen, warf er auf Alles, was sie umgab, einen prüfenden Blick und sprach dabei von tödtlicher Langeweile des Gefängnisses, wenn der Maihimmel mit Neid auf die blühende Erde herabblicke. Die

Zelle war vier bis fünf Mal größer als ein Grab nichts an der feuchten Mauer konnte den Blick zerstreuen. Das ganze Geräth darin bestand in einem schmalen harten Bett, in einem Stuhl, einem kleinen Tisch von Eichenholz, einem Stickrahmen, einem Wasserkruge, einigen Gebetbüchern, einigen Kleidungsstücken, einem kleinen zerbrochenen Topf von Porzelan, in welchem die Gefangene Veilchen zog, und endlich in einem kleinen Spiegel in gothischem Rahmen. In die Zelle hinein fiel nur wenig Licht durch ein vergittertes kleines Fenster.

„Hier können Sie nicht bleiben," sagte Heinrich; „hier können Sie kein Jahr leben."

— „Ich lebe bereits elf Jahre da," sprach sie mit trauriger und milder Ergebung.

„Elf Jahre!" wiederholte Heinrich, als habe er einen Dolchstoß in das Herz erhalten.

— „Was liegt daran?" entgegnete die Gefangene; „bin ich doch verurtheilt, hier zu sterben. Aber selbst der Tod verschmäht mich."

Sie nahm wie am Tage vorher ein Gebetbuch, das Heilmittel gegen ihren Schmerz.

„Die, welche Sie verurtheilt haben, sind Barbaren. Es ist nichts als eine gehässige Rache."

— „Sprechen wir nicht von der Vergangenheit; ich darf für Sie nichts als eine kranke Gefangene sein."

„Vor elf Jahren waren Sie noch sehr jung."

— „Zwei und zwanzig Jahre."

„Wie! die schönsten Tage Ihres Lebens haben Sie in dieser schrecklichen Einsamkeit verbracht! Kein Herz tröstete das Ihrige?"

Die Gefangene hörte nicht mehr auf Heinrich, wenigstens stellte sie sich, als lese sie aufmerksam in den Bußpsalmen. Er achtete ihr Schweigen und ging. Als er an dem Kerkermeister vorüber kam, fragte er denselben, was man über die schöne Gefangene

sage. Der Mann antwortete, er wisse von ihr nichts, als ihren Taufnamen „Marie", daß sie von einem völlig schwarzgekleideten Manne da eingekerkert gehalten werde und daß sie eine sehr ergebene unglückliche Frau sei, die immer weine, aber sich nie beklage.

Heinrich wollte nach diesen wenig bedeutenden Worten weiter gehen, als der Kerkermeister hinzusetzte: „Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß mehrere vornehme Herren in Wagen daher gekommen sind und mir viel Geld geboten haben, um sie auf einen Augenblick zu sehen. Ich habe es aber immer abgeschlagen. Einer besonders war sehr zudringlich; er wollte mein Glück machen, wenn ich die Gefangene entfliehen lassen wollte."

Den Oheim redete er diesen Tag sogleich mit den Worten an: „Ich erwarte von Ihrer Freundschaft einige Worte über die Geschichte der Gefangenen, die Marie heißt. Da ich ihr Arzt bin, so muß ich auch das kennen, was in ihrer Seele vorgegangen ist oder noch vorgeht."

„Mein Sohn," antwortete der Alte, „nur Gott werde ich sagen, was ich als Beichtiger gehört habe; sobald ich einem Sünder die Absolution gegeben habe, vergesse ich seine Sünden. Nur dem Höchsten steht es zu, sie in dem großen Schuldbuche einzutragen bis zum jüngsten Gerichte."

— „Sie haben nicht vergessen, was Ihnen Marie anvertrauet hat."

„Höre, mein Kind, laß uns nicht mehr von diesem Weibe sprechen; achten wir ihre Schwächen als vergessen, da sie Thränen der Reue vergossen hat."

Der Canonicus sah seinen Neffen bei diesen Worten an und erschrak über dessen Bläße und über den seltsamen Glanz in den Augen.

„Was habe ich, Unvorsichtiger, gethan?" dachte Leblanc bei sich, indem er sich der engelgleichen Schönheit der Gefangenen erinnerte. „Wenn der Arme auch ihren Reizen nicht zu wider-

stehen vermöchte! — Lieber Sohn," setzte er laut hinzu, „diese Frau ist ein finsterer Abgrund, den ich immer nur zitternd betrachtet habe. Man muß sie beklagen, wenn man an ihr vorübergeht, aber nicht an sie denken; das Verbrechen hat schon mehr als ein junges Herz irregeführt. — Doch ich vergaß Dir zu sagen, daß hier ein Brief an Dich ist."

— „Ein Brief von meiner Mutter!" rief Heinrich, indem er das Siegel erbrach.

Er las ihn mit kindlichem Eifer, aber doch mit zerstreutem Herzen. Abends, als er allein war, kam es ihm vor, als habe er die Gefangene seit einem Jahrhundert nicht gesehen; er erschrak fast vor der entstehenden Leidenschaft, die schon soviel Gewalt über ihn hatte; er sank auf seine Kniee, ob er gleich verlernt hatte zu beten; er versuchte, an seine Mutter zu denken, und rief aus: „Ach Gott! meine Mutter, befreie mich von dieser Frau!" Aber in demselben Augenblicke setzte er hinzu: „Ach Gott, erlöse die arme Gefangene!"

In weniger als acht Tagen stand Heinrich Thome unter der Herrschaft der heftigsten Liebe. Aber trotz seiner Liebe hatte er der Gefangenen kaum wenige unbestimmte Worte entlockt. Eines Morgens endlich, als er sie in Thränen fand, sprach sie mit ihm wie mit einem Freunde.

Die Nonne war an diesem Tage nicht in die Zelle eingetreten, als sie dem jungen Arzte die Thüre geöffnet hatte. Heinrich, der sich so allein vor der weinenden Frau sah, welche er bis zum Wahnsinn liebte, sank auf seine Kniee, ergriff ihre Hände und sprach mit bewegter Stimme:

„Ach, wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe."

In jedem andern Augenblicke würde die Gefangene ihn vielleicht mit Verachtung zurückgewiesen haben, aber jetzt hatte ihr ein Anfall von Schmerz und Verzweiflung das Herz erschlossen; dieses so leidenschaftliche Geständniß rührte sie; sie blickte Heinrich

an, ohne ihm ihre Hände zu entziehen, und flüsterte mit bewegter Stimme:

„Sie lieben mich! Sie wissen nicht, wen Sie lieben. Sie fühlen Mitleiden mit meinem Unglücke, aber keine Liebe. Gott sei gelobt! Sie beklagen mich, Sie lieben mich nicht."

— „Ich Sie nicht lieben?"

Die Gefangene fühlte brennende Thränen auf ihren Händen.

„Armes Kind!" flüsterte sie und begann selbst von Neuem zu weinen. „Wer sind Sie? Woher kommen Sie? Haben Sie in der Welt, in der Sie leben, kein jüngeres Weib gefunden, das Ihres Herzens würdiger ist? Haben Sie keine Schwester, die Sie durch ihre Reinheit vor einer solchen Liebe schützt?"

— „Ich habe eine Schwester, eine Schwester, die mich liebt," entgegnete Heinrich mit erstickter Stimme; „wenn sie Sie so unglücklich, so schön sähe, würde sie, statt mein Herz zu verdammen, mich auffordern, Sie zu lieben."

Marie war nachdenkend geworden. Sie streckte die Hand nach dem Crucifix über ihrem Bette aus und ergriff einen verrosteten Schlüssel und einen mit Blut befleckten Dolch; aber plötzlich stieß sie Beide zurück und sagte:

„Nein, nein!"

— „Vertrauen Sie mir!"

„Hören Sie mich an; wollen Sie mir helfen, ein großes Werk zu vollbringen, da Sie mich lieben?"

— „Ich bin zu Allem bereit," sprach der junge Mann, indem er rasch den Kopf emporrichtete; „befehlen Sie, Madame; mein Arm, wie meine Seele stehen Ihnen zu Diensten."

„Bedenken Sie wohl; es ist schwer und könnte Sie in das Verderben stürzen."

— „Ist es nicht schon Glück, für Sie mich in das Verderben zu stürzen? Ich wiederhole noch einmal, ich bin zu Allem bereit."

„Ja," sprach Marie, indem sie ihm die Hand drückte, „ich

rechne auf Sie. Sorgen Sie dafür, daß ich, nur auf drei bis vier Stunden an einem Tage dieser Woche, etwas vor Mitternacht, aus dem Gefängnisse herauskomme. Wir steigen in einen Fiacre und fahren in die Rue Mazarin, wo ich Jemandem einen Besuch zu machen habe."

Heinrich konnte ein Gefühl der Eifersucht nicht unterdrücken.

„Kind," fuhr sie fort, „sehen Sie nicht in meinen Augen, daß es kein Liebes-Rendezvous ist?"

Und wirklich, es glühte in den Augen der Gefangenen der Zorn der Rache.

„Nach diesem Besuche kehren wir schnell hierher zurück, denn fliehen will ich nicht, selbst nicht mit Ihnen. Die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben. Haben Sie den Muth, dies zu thun?"

— „Ja, Madame," antwortete Heinrich mit fester Stimme. „Aber für das gefährliche Unternehmen bitte ich um die Erlaubniß, bei der Rückkehr Ihnen einen Kuß geben zu dürfen."

„Nehmen Sie ihn im Voraus," sprach sie freudig aufathmend.

Heinrich küßte sie und fragte dann: „Heute Abend?"

„Ja, heute Abend, wenn Sie es möglich machen können."

— „Ich kann es, weil Sie es wünschen; ich werde dem Kerkermeister und der Superiorin anzeigen, daß Sie kränker geworden sind, daß ich die Nacht noch ein Mal kommen werde und daß die Schwester Martha bei Ihnen wachen wird. Die Schwester Martha liebt Sie wie Alle, die in Ihre Nähe kommen; sie wird nicht die Kraft haben, Sie zurück zu halten. Wir gehen mit einander hinaus; man wird nur mich fortgehen sehen."

„So gehen Sie; ich erwarte Sie im Gebete."

Heinrich entfernte sich glücklich und stolz, aber auch verliebter, als je.

4.

Gegen elf Uhr Abends stieg er am Ende der Straße aus dem Fiacre, denn ob es gleich in Strömen regnete, wollte er doch bis

an das Gefängniß zu Fuße gehen. Er fand die Schwester Martha in der Zelle Mariens, die noch nicht gewagt hatte, sich ihr zu entdecken. Da keine Zeit zu verlieren war, so theilte ihr Heinrich gleich nach seinem Eintritte die Absicht Mariens mit.

„Ich erwarte von Ihrer Freundschaft für Marien, daß Sie drei Stunden schweigend in dieser Zelle bleiben; nach drei Stunden wird sie zurück sein; wir schwören es Beide bei diesem Crucifix."

— „Wenn ein gutes Werk gethan werden soll," flüsterte die Schwester Martha erschrocken.

„Ja, ja, ein gutes Werk," fiel Marie lebhaft ein.

— „So gehen Sie; ich werde zu der heiligen Mutter Gottes beten, daß sie über Ihnen wache."

Heinrich warf der Gefangenen, die ihm in einiger Entfernung folgte, seinen Mantel über. Der Kerkermeister kam, um ihn bis an die Thüre zu geleiten; Heinrich nahm ihm die Blendlaterne ab, löschte sie aus, indem er sie fallen ließ, blendete den halb schon schlafenden Mann durch unzusammenhängende Worte und Alles ging gut; während der Kerkermeister seine Laterne verdrüßlich aufhob, hatte die Gefangene Zeit gehabt, hinauszugehen. Sobald die Thüre verschlossen war, nahm Heinrich Marien auf die Arme und trug sie so bis zu dem Fiacre. Während der Fahrt wurde sehr wenig gesprochen; Heinrich wagte Marien weder zu fragen, noch sie in ihren Gedanken zu stören; aber er hielt zärtlich ihre Hände in den seinigen und drückte sie von Zeit zu Zeit mit einem Seufzer. Marie dankte ihm für dieses Schweigen, und gerührt durch seine Aufopferung, erwiderte sie einige Male den Druck seiner Hand. Trotz dem Regenwetter war die Nacht nicht sehr dunkel, und man konnte selbst in dem Fiacre sehen. Marie fand in dieser Nacht zum ersten Male, daß Heinrich ein schönes, edeles Gesicht habe; sie fühlte, daß seine Liebe Eindruck auf sie gemacht, und sie konnte den Gedanken nicht abweisen, wie selig

es für sie Beide sein würde, wenn sie entfliehen und an irgend einem entlegenen Orte nur ihrer Liebe leben könnten.

„Aber wie," dachte sie dann wieder bei sich, „die Zeit der Liebe ist für mich vorüber. — Und doch," fuhr sie fort, „würde mir Gott nicht einige Tage Ruhe gönnen, wenn ich allein wäre mit dem, welcher mich liebt, fern von dem Schauplatze meiner Verbrechen und meines Unglücks, die Vergangenheit vergessend wie einen traurigen Traum? — Ruhe für mich?" setzte sie dann hinzu, indem sie den Kopf traurig senkte; „nein, es ist vorbei, mein Herz ist schon in der Hölle. Nicht die Liebe suche ich, sondern die Rache."

Der Fiacre hielt vor dem kleinsten Hause in der Rue Mazarin.

„Klingeln Sie," sagte sie zu Heinrich, der ihr bei dem Heraussteigen behülflich war. „Fragen Sie nach La Verrière; der Schweizer wird Sie für einen Freund halten und trotz der späten Stunde Sie vorüber gehen lassen."

— „Und wohin gehen wir?" fragte Heinrich, indem er klingelte.

„Ich kenne den Weg," antwortete ihm Marie mit einem tiefen Seufzer.

Sie gingen ohne Hinderniß weiter, über den Hof, eine kleine Treppe hinauf und blieben im Dunkel vor einer Thüre stehen.

„Erwarten Sie mich, es wird hoffentlich nicht lange währen."

Sie steckte ihren verrosteten Schlüssel in das Schloß, öffnete die Thüre und trat vorsichtig in das Cabinet, in welchem sie ihren Besuch abstatten wollte.

„Es ist gut," sagte sie, als sie einen Lichtstreif unter der Thüre sah; „ich treffe ihn."

Sie blieb einen Augenblick stehen, sammelte ihre Kräfte und schlug die Augen gen Himmel auf.

Entschlossener ging sie dann weiter, öffnete leise die Thüre und trat ein.

In dem Cabinete wachte ein durch Kummer und Arbeit völlig

ausgedorrter Mann, der mehr wie eine Leiche, denn wie ein Lebendiger aussah. Eine kleine Lampe verbreitete über sein knochiges Gesicht einen fahlen Schein. Er trug ein weites schwarzes Gewand.

Als Marie in das Cabinet eintrat, sah der Mann aufgeregter aus als gewöhnlich; er hatte geschrieben und las das, was er geschrieben, mit grausamer Freude wieder durch. Es mußte etwas Böses sein, und es war wirklich das Unwürdigste, das von der Hand eines Menschen gekommen, ein Testament voll von Verwünschungen. Der Mann, der den Tod nahen fühlte, wollte seinen ganzen Haß, seine ganze Rache, seinen ganzen Zorn vererben.

Als er dieses seltsame Testament überlesen hatte, sprach sich in seinem runzeligen Gesichte eine böswillige Freude aus, als hätte er einen Dolch in die Brust seines Feindes gestoßen.

In diesem Augenblicke glaubte er ein Geräusch zu hören; er blickte auf und sah Marien bleich, mit klopfendem Busen, mit zornflammenden Augen dastehen.

„Sie, Madame?“ rief er zitternd.

— „Ja,“ entgegnete sie, indem sie einen Schritt näher trat; „ich bin es.“

Der Mann fürchtete sich; er öffnete den Mund, um nach Hülfe zu rufen.

„Rufe nicht,“ gebot Marie, indem sie den Doch in ihrem Busen ergriff.

Er erhob die Hand, wie um sich zu vertheidigen; aber die Wuth und die Angst wirkten so gewaltig auf ihn, daß er ohnmächtig auf den Stuhl sank.

Marie trat näher zu ihm und betrachtete ihn mit Widerwillen und Mitleiden.

„Ihn tödten!“ dachte sie bei sich, „das wäre feig; ist er nicht schon halb todt?“

Und sie ließ den Dolch sinken.

„Ach, mein Gott!“ sprach sie dann, „ich danke Dir; Du hast meinen Arm entwaffnet!“

Sie bückte sich dann über den Tisch, um einen Blick auf das zu werfen, was der Mann eben geschrieben hatte.

„Sein Tastament!“ sprach sie neugierig.

Sie überschlug die ersten Seiten, die schon längst geschrieben zu sein schienen, und las die letzten Zeilen:

„Ich vermache überdies meinen Kindern meine ganz Rache und alle meine Flüche gegen ihre Mutter. Im Namen Gottes und der menschlichen Gerechtigkeit erwarte und verlange ich, daß sie dieselbe bis zum Tode mit Schmach verfolgen. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!“

„Das also schrieb er!“ sprach sie kaum athmend; „die Rache ist demnach sein letzter Gedanke und, wann er gestorben, wird noch sein ruheloser Schatten an der Pforte meines Kerkers Wache halten.“

Sie nahm das Testament, zerriß es und warf es dem Manne in das Gesicht; dann ging sie und kehrte zu Heinrich zurück.

„Eilen wir zurück,“ sprach sie, indem sie die Thüre hinter sich schloß; „mein Besuch ist beendiget.“

Sie begaben sich wieder in das Gefängniß. Die Schwester Martha schlief in der Zelle.

„Gute Nacht!“ flüsterte Heinrich, ehe die Nonne geweckt war; „vergessen Sie aber auch nicht, daß mir außer dem Glücke, Sie begleitet zu haben, ein Kuß gebührt.“

„Heinrich,“ entgegnete sie, „meine Stirn ist jetzt Ihrer Lippe unwürdig; kommen Sie morgen wieder, heute beten Sie zu Gott, daß er Ihnen die Gnade gewähre, mich zu vergessen.“

5.

Die nachstehende Stelle, ein Kapitel aus dieser Geschichte, ist den Lettres galantes entnommen, die im Jahre 1683 in Amsterdam erschienen.

Februar.

„Sie kennen, Madame, die Geschichte jenes Parlament-Procurators, der sich so abscheulich an seiner Frau rächte. Die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Ganz Paris spricht von einer nächtlichen Scene, die in dem Cabinet des Procurators vorgekommen ist. Ich glaube nun fast an übernatürliche Erscheinungen. Denken Sie sich: der Mann, der seit mehreren Jahren immer sterben will, war halb zwölf Uhr in der Nacht allein und mit seinem Testamente beschäftiget. Alles schlief in seinem Hause; er selbst schläft nie, weil er fürchtet, nicht wieder zu erwachen. Er könnte sterben, denn keine Freude knüpft ihn an diese Welt; er ist auf einem rauhen Wege durch das Leben gegangen; aber er fürchtet, man könnte seiner Frau verzeihen, sobald er nicht mehr sei, und das hält ihn am Leben. Deshalb macht er Testament auf Testament, worin er unter Anderm seine Rache seiner Familie, seinen Freunden, seinen Kindern vererbt. An jenem Abende revidirte er also wie gewöhnlich alle Ausdrücke seines Testamentes und Codicills und er hatte eine Empfehlung an seine Kinder hinzugesetzt, ihre Mutter zu verfluchen. Mit einem Male hört er Geräusch; er schlägt die Augen auf und wen sieht er vor sich? seine Frau, die schöne Marie von Joysel, die seit zwölf Jahren in den Madelonnetten und in St. Pelagie schmachtet. Sie werden wohl glauben, daß er nicht wenig erschrak über diese seltsame Erscheinung. Er wollte schreien, aber seine Frau zog einen Dolch aus dem Busen und stürzte auf ihn zu wie eine Furie der Rache ... Beruhigen Sie sich; Alles beschränkte sich auf die Erscheinung; unser armer Procurator wurde ohnmächtig vor Furcht. Als er eine halbe Stunde darauf wieder zu sich kam, war er allein; er glaubte geträumt zu haben, aber zu seinen Füßen lag der Dolch seiner Frau und sein Testament war zerrissen. Er weckte alle seine Leute, brachte das ganze Haus in Aufruhr; man suchte überall; man überzeugte sich, daß alle Thüren verschlossen waren

und fand keine lebendige Seele. Sobald es Tag war, ließ er sich trotz seiner Schwäche nach St. Pelagie tragen, um sich nach seiner Frau zu erkundigen; man sagte ihm, Marie von Joysel sei krank und habe eine ziemlich unruhige Nacht gehabt. Da er dem Berichte der Superiorin nicht unbedingt glaubte, so wollte er die Gefangene sehen. Die Schwester Martha führte ihn in die Zelle Mariens, und sobald er sie auf ihrem Schmerzenslager erblickte, sprach er mit dumpfer Stimme zu ihr: „Ich fürchte Sie nicht, Madame." Halb todt brachte man ihn in sein Haus zurück und man sagt, er werde sich dies Mal nicht wieder erholen. Die Erscheinung seiner Frau hat ihm den Todesstoß gegeben. Was soll man nun von Allem dem denken, von dem Dolche, von dem zerrissenen Testamente?

In einem andern Briefe hoffe ich Ihnen die Fortsetzung dieser traurigen Geschichte mittheilen zu können."

April.

— „Apropos, ich habe vergessen, wieder von dem Procurator Pierre Gars de La Verrière zu sprechen. Er ist bereits vor einiger Zeit gestorben, gestorben an den Folgen jener berühmten Erscheinung. Er erklärte deshalb auch, er sei durch seine Frau ermordet worden. Er ließ seine Kinder an sein Sterbebett kommen, und vor Notar und Zeugen, in Gegenwart der feierlichen Vorbereitung zur letzten Oelung verlangte er, daß die armen kleinen Mädchen (das jüngste ist zwölf Jahre alt) ihm schwören sollten, ihre Mutter ewig zu hassen. Die unglücklichen Kinder weinten, ohne eigentlich zu wissen warum. Der Notar stellte ihm vergebens vor, daß er über den Geist des Gesetzes hinausgehe; der Geistliche rief ihm die Vorschrift der Religion ins Gedächtniß; aber der Procurator ließ sich nicht erschüttern. Es gelang ihm endlich, seine Kinder schwören zu lassen, das Gefängniß der armen Marie von Joysel stets mit dreifachem Riegel verschlossen zu halten. Nach

diesem schrecklichen Schwure küßte er die armen Kleinen, verlangte das Crucifix des Geistlichen, machte das Zeichen des Kreuzes, während er seine Frau noch immer verfluchte, ließ endlich den Kopf sinken und hauchte so den Geist aus. Dieses ärgerliche Sterben hat die Stadt, den Hof, die Kirche empört. Man sagt, die Wittwe des Herrn von La Verrière bereite ein Bittschreiben an die Herren vom Parlamente vor, um ihre Freilassung zu erhalten. Es läßt sich dafür und dagegen sprechen. Wird man den letzten Willen des Verstorbenen unbeachtet lassen können?“

6.

Marie von Joysel hatte wirklich sogleich nach dem Tode des Procurators ein rührendes Bittschreiben abgefaßt.

Heinrich Thome kam jeden Tag auf eine Stunde in ihre Zelle. Ohne ihm ihre ganze Geschichte zu gestehen, hatte sie ihm unter andern Namen vertraut, daß sie wegen Ehebruchs verurtheilt worden, daß ihr Mann gestorben sei und daß sie ihre Freilassung erwarte. Weit entfernt, seine Liebe zu ermuthigen, suchte sie dieselbe vielmehr zu erlöschen; sie machte ihm nicht im Mindesten Hoffnung und sagte, sie sei für die Liebe todt, sie verlange ihre Freiheit nur, um einen ihrer würdigern Zufluchtsort zu suchen, und wolle Gott den Rest ihres Lebens widmen.

Die Liebe weiß sich auch da Hoffnungen zu schaffen, wo es keine giebt. Heinrich Thome wollte sich der Hoffnungslosigkeit nicht übergeben; er liebte Marien, sie war sein Glück, und er erwartete demnach geduldig, daß auch ihr Herz bewegt werde.

Die arme Gefangene blieb nicht gleichgültig gegen die Liebe des jungen Arztes; Anfangs war er ihr ein ergebener Freund, dann ein mitleidiger Bruder gewesen, und endlich konnte sie es sich nicht verheimlichen, daß er ein sehr zärtlicher und liebenswürdiger Liebhaber sei. Sie fand allmälig ein stilles Vergnügen daran, das freundliche edle Gesicht zu sehen und die immer bebende

Stimme zu hören, die sie tröstete, während sie von Liebe sprach. Noch gestand sie sich zwar nicht, daß auch sie Heinrich liebe, aber der Gedanke, daß sie St. Pelagie vielleicht bald verlasse und an einen andern Ort sich begäbe, wohin er ihr nicht folgen könnte, machte ihr Schmerz.

Die Justiz sprach ein Urtel, welches für die Wittwe des Procurators ewiges Gefängniß erkannte.

Heinrich fand sie eines Tages aufgeregter als gewöhnlich.

„Was ist Ihnen?“ fragte er.

— „Man hat mein Gesuch abgewiesen,“ antwortete sie; „ich soll hier sterben in Schimpf und Schande.“

Heinrich ließ traurig das Haupt sinken. Nach langem Schweigen reichte er endlich Marien die Hand.

„Hören Sie mich an,“ sagte er. „Gott hat mir den Gedanken an ein gutes Werk eingegeben; ich kann Sie aus dem Gefängnisse befreien, wenn Sie es wollen.“

— „Wie wäre das möglich?“

„Ich wage es nicht, es auszusprechen; es wäre ein zu großes Opfer für Sie.“

— „Gott ist mein Zeuge,“ entgegnete sie mit gefaltenen Händen, „daß ich eifrig ein Opfer zu bringen suche.“

„Ich will meinerseits ein Gesuch an das Gericht einsenden, das sich auf das Gesetz und die christliche Liebe stützt und deshalb von dem Richter nicht wird zurückgewiesen werden können. In diesem Gesuche werde ich um die Erlaubniß bitten, Sie heirathen zu dürfen.“

— „Mich heirathen!“ rief Marie, indem sie in die Arme des jungen Mannes sank; „mich heirathen? Kind, was denken Sie? Ich würde nie in diese Aufopferung willigen.“

„Sie würden mich dadurch in Verzweiflung bringen. Haben Sie Mitleiden mit meiner Liebe, wie ich Mitleiden habe mit Ihrem Unglücke. Ja ich heirathe Sie. Was ist einfacher? Sie sind Wittwe und ich liebe Sie.“

— „Aus Barmherzigkeit, denken Sie nicht mehr daran. Sie wissen nicht, wen Sie heirathen wollen; ich bin Marie von Joysel, die Wittwe des Procurators Gars de La Verrière."

„Ich weiß es," sprach Heinrich bewegt; „aber warum an die Vergangenheit denken? Bleiben Sie gegen mich nur die arme Marie, die ich hier kennen gelernt habe, die ich liebe von ganzem Herzen. Glauben Sie mir, die Ehe hat Sie in das Verderben gestürzt, die Ehe wird Sie retten. Sie kehren unbesorgt in die Welt zurück, denn ich mit meiner Liebe stehe bei Ihnen."

— „Noch ein Mal, Heinrich, Sie wissen nicht, wer ich bin."

Die Gefangene hob ihr Kopfkissen auf und nahm darunter ein Bündel Papiere hervor.

— „Da," sprach sie weiter, „lesen Sie heute diese Denkwürdigkeiten und bringen Sie mir dieselben morgen wieder. Bestehen Sie dann noch darauf, mich zu heirathen, so reiche ich Ihnen die Hand."

„Morgen also," sprach Heinrich.

Kaum war er in sein Zimmer zurückgekehrt, so begann er mit unbeschreiblichem Eifer die Geständnisse Mariens von Joysel zu lesen. Als er noch bei den ersten Zeilen stand, trat sein Oheim ein, um über seine Mutter mit ihm zu sprechen.

„Lieber Oheim," sprach er plötzlich, „ich rechne auf Ihr Herz und Ihre Unterstützung bei dem Werke, das ich zu vollbringen gedenke."

— „Was willst Du thun, mein Sohn?"

„Marie von Joysel heirathen."

— „Armes Kind! Welche beklagenswerthe Thorheit. Also auch Du konntest den Schlingen nicht entgehen?"

„Nein; aber Sie besitzen ein so edles Herz, daß Sie mich wohl verstehen und mir verzeihen werden."

— „Ich werde mehr thun," entgegnete der Greis, indem er Heinrich umarmte; „ich segne Euch Beide."

Gerührter als je begann Heinrich von Neuem die traurigen Geständnisse zu lesen.

Denkwürdigkeiten der Marie von Joysel.

St. Pelagie 1680.

„In dem Schmerze und der Langenweile des Gefängnisses will ich mir die Buße auferlegen, die Verirrungen meines Lebens niederzuschreiben. Es ist eine Beichte, die ich vor mir selbst ablege, nachdem ich gelernt habe, an mein Seelenheil zu denken. Ich werde, wenn ich in Gedanken nochmals auf allen Irrwegen hinwandle, die ich betrat, größere Kraft zur Reue finden.

Ich wurde in Burgund im Jahre 1651 geboren. Mein Vater, Peter von Joysel, war Lieutenant. Mein Großvater hatte sich im Staatsdienste berühmt gemacht; er war Rath des Königs Heinrich IV. gewesen, der seine Dienste dadurch anerkannte, daß er ihm die kleine Grafschaft Joysel gab. Mein Vater starb jung, ohne ein großes Vermögen zu hinterlassen. Die Sprößlinge seiner Ehe waren zwei Söhne und eine Tochter; die Tochter bin ich. Von den beiden Söhnen ist nur noch einer übrig; der andere starb im Kloster. Der Ueberlebende hat, in Folge der Schwäche meiner Mutter, das Erbe des Vaters vollends vergeudet, erhielt aber ein Regiment in der Gascogne, wo er sich verheirathete. Meine Mutter überlebte meinen Vater nur wenige Jahre und starb wahrscheinlich aus Kummer über ihren leichtsinnigen, verschwenderischen Sohn.

Ich war elf Jahre alt, als dieses Unglück geschah, und wurde von einer Schwester meiner Mutter, der Vicomtesse von Montreuil, aufgenommen. Sie war eine Modendame, noch ziemlich hübsch und nicht ohne Grazie und Geist. In ihrer schönen Zeit hatte man viel von ihr gesprochen.

Eine ganze Saison blieb ich bei ihr auf ihrem kleinen Schlosse Montreuil. Ihr Gemahl befand sich mit Turenne im Kriege. Da meine Tante selbst kein großes Vermögen besaß, so konnte sie nicht

daran denken, mir eine glänzende Zukunft zu verschaffen, und die Familie beschloß bald, mich in ein Kloster zu bringen. Ich war in Alles ergeben; ich hatte ja meine Mutter so oft weinen sehen, daß ich die Thränen nicht fürchtete.

Sobald der Winter kam, wurde ich in die Abtei St. Salaberge gebracht, deren Superiorin Louise von Cossi war. Bei meiner Tante hatte ich die Welt, ihre Unruhen, ihre Feste, ihre Leiden und ihre Freuden kennen gelernt, und sobald ich mich in der Einsamkeit des Klosters befand, stellte sich mir diese Welt mit noch weit größern Reizen wieder dar, und ich sehnte mich unablässig in das Schloß Montreuil zurück.

In der Abtei befanden sich Mädchen aus großer Familie, welche da mit Ungeduld nicht auf den Augenblick, in welchem sie den Schleier nehmen sollten, sondern auf den Tag der Heirath warteten. Nur etwa drei oder vier waren gleich mir für das Klosterleben bestimmt. Das Beispiel war deshalb kein günstiges, und ich hörte unaufhörlich, wie die Mädchen mit einander von ihren glänzenden Plänen sprachen. Die Eine sollte ihren Vetter heirathen, welcher ein Amt am Hofe bekleidete; die Andere war noch glücklicher, denn sie sprach von der Heirath, aber nicht von dem Manne; die Eine hoffte Hofdame bei der Königin zu werden, eine Andere gedachte ihr Leben auf einem schönen Schlosse zu verbringen, fern von der Langenweile des Hofes, wie eine echte Burgfrau in der guten Zeit. Ich zog mich traurig von allen diesen jungen heitern Mädchen zurück, die nur dem Glücke entgegensahen. Welchen Plan konnte ich mir machen? Ich hatte vor mir nie etwas Anderes gesehen als eine einsame Zelle, in welcher ich mein Herz, meine Liebe, meine Träume begraben sollte.

Ich war die Schönste im Kloster, aber meine Gefährtinnen waren nicht eifersüchtig auf mich, da ich ja arm war. Spottend und mitleidig sagte man: „es lohnt sich auch der Mühe, so schön zu sein!“

Kurz vor der Zeit, da ich den Schleier nehmen sollte, holte mich meine Tante, die Wittwe geworden war, aus dem Kloster ab, um sich ein wenig zu zerstreuen. Wer weiß, ob ich wiederkehre, dachte ich, als wir in einem schönen Wagen abfuhren.

In den ersten Wochen ihres Wittwenstandes fand ich bei meiner Tante keine eben angenehme Gesellschaft, doch war mir tausend Mal wohler, als in dem Kloster; ich athmete frei, ich lief in dem Garten umher, pflückte Blumen und band Sträuße und Kränze, kurz, ich lebte ganz nach meinem Gefallen. Ich sah so gern den Himmel, die Bäume, die Wiesen, die Quellen, besonders aber mich selbst. So oft ich vor einem Spiegel vorüberging, sah ich unwillkührlich hinein und ordnete, um länger mich betrachten zu können, mein Haar, lösete es auch wohl auf, um das Vergnügen zu haben, dasselbe neu zu ordnen.

Meine Tante überraschte mich endlich dabei. „Du vergißt oft Deinen Rosenkranz," sagte sie. „Armes Kind," setzte sie hinzu, „ich fürchte, das Klostergewand wird Dir lästig werden; es wäre aber auch wirklich ein wahrer Mord, wollte man das schöne Haar abschneiden. Wie reizend dagegen müßte diesem schwarzen Haar ein Brautschleier stehen!"

Sie sprach nie wieder von dem Kloster, und ich dachte auch nur selten und immer seltener daran, häufiger dagegen an das Heirathen. Der Mann, ich gestehe es, war dabei nur eine Nebensache; ich hätte dem ersten dem besten meine Hand gegeben, nicht um seiner selbstwillen, sondern wegen der Freiheit, die ich durch ihn erhielt. Solche Gedanken beherrschten mich, als der Herr Gars de la Verrière erschien, um einige Tage in dem Schlosse meiner Tante zuzubringen. Er kam mir sehr häßlich vor. „Mein Gott," dachte ich bei mir, „wie müßte man sich bei einem solchen Manne langweilen!" Er war nicht galant und besaß eben so wenig Geist; er kleidete sich schlecht und lachte niemals, mit einem Worte, er war die Perle der Männer. Während er eine Proceßsache meiner

Tante in Ordnung brachte, geruhete er, sein Auge allmälig mit Wohlgefallen auf mir ruhen zu lassen, und er ging sogar so weit, daß er um mich anhielt. „Mich mit einem solchen Manne zu verheirathen! Niemals!" rief ich aus. Aber das Herz sollte keine Stimme bei der Entscheidung der wichtigen Frage haben, denn ich kam bald wieder auf den Gedanken, daß die Heirath für mich das größte Glück sei. Vielleicht, redete ich mir ein, ist der Herr Procurator nicht so schlimm, als er aussieht; meine Tante sprach viel von seinem Vermögen, seinem Wagen, seinem Landgute. Ich ließ mich verlocken und sagte ja; am Hochzeitstage kam mir aber fast die Lust an, wieder in das Kloster zu gehen.

Drei lange Wochen ging es recht gut, als er mich aber nach Paris gebracht hatte, fesselte mich seine Eifersucht wie eine Kette. Wir wohnten in einem kleinen dunkeln Hause, und da mußte ich den ganzen Tag vor dem Kamine meines Zimmers bleiben. Ich erinnere mich, daß er eines Tages sehr in Zorn gerieth, weil ich ein Fenster geöffnet hatte. „Wornach siehst Du?" fragte er. — „Nach dem Wetter," antwortete ich. — „Du siehst nach den Vorübergehenden, ich weiß es," setzte er mürrisch hinzu und verschloß das Fenster.

Mein Herz wollte sich in ein solches Leben nicht fügen, und doch vergingen drei Jahre auf diese Weise; zu meinem Troste hatte ich zwei Kinder, aber trotz diesen Kindern sann ich auf Rache. Ich brauchte nicht lange zu warten.

Der Herr Procurator hatte einen Vetter in dem Dragonerregimente Champagne, Philipp von Montbrun, der uns eines Tages besuchte, ohne erwartet worden zu sein, zum großen Aerger meines Eifersüchtigen. Er war ein schöner heiterer junger Mann, er gefiel mir und hatte mich bald gewonnen. In der ersten Stunde begegneten unsere Blicke einander wohl sechszig Male, in der zweiten Stunde fanden sich unsere Hände, und noch denselben Abend

entführte er mich. Seit Frauen entführt worden sind, hat sich keine bereitwilliger entführen lassen, als ich.

Wir fanden keinen Wagen und wir mußten ein Pferd nehmen. Ich hatte nie geritten und klammerte mich deshalb fest an Montbrun an. Er wollte mich nach Corbeil bringen zu einem seiner Freunde, der sich vor Kurzem verheirathet hatte, aber kaum waren wir acht Stunden von Paris entfernt, als uns ein entsetzliches Gewitter überfiel. Wir mußten in dem ersten besten Hause ein Unterkommen suchen; es war das kleine Schloß Bièrre. Unser Einzug nahm sich komisch genug aus. Der Schloßherr kam uns entgegen, da er uns für alte Freunde hielt. Da er uns aber nicht kannte und wahrscheinlich unser Aussehen ihn nicht eben erbauete, so wollte er uns die Thüre vor der Nase zuschlagen, als Montbrun zu ihm sagte: „Nehmen Sie es nicht übel, Herr, daß wir in Folge des Gewitters Ihr Schloß für ein Wirthshaus ansahen, umgekehrt wie Don Quixote, der die Wirthshäuser für Schlösser hielt.“ Der Besitzer des Schlosses, der an diesen Worten erkannte, daß er gebildete Leute vor sich habe, wurde gastfreundlicher.

Wir aßen bei ihm zu Abend, und da die Jugend mittheilend ist, so erzählten wir ihm unser Abenteuer und lachten über das lange Gesicht, das der Herr Procurator machen würde.

Dieser Tag, darf ich es sagen? war der glücklichste meines Lebens; jetzt, da ich alle meine Vergehen verwünsche, kann ich doch diesem schönen Tage nicht fluchen. Ach wie süß waren die Küsse, die während des schnellen Rittes trotz Wind und Regen gewechselt wurden!

Unser Wirth wurde so freundlich, daß wir drei Tage bei ihm blieben. Am vierten Tage reiseten wir nach Corbeil ab, wo wir von dem jungen Ehepaare sehr gut aufgenommen wurden. Es fehlte unserer Verbindung die kirchliche Weihe, aber der Freund Montbrun's nahm es nicht so genau.

Als wir wieder etwas ruhiger geworden und, ich kann es wohl

sagen, etwas zu Verstand gekommen waren, entdeckte uns der Procurator. Wir wollten noch entfliehen, wurden aber auf dem Wege nach Melun eingeholt. Montbrun suchte uns zwar mit dem Degen in der Hand zu vertheidigen, aber er unterlag der Mehrzahl.

Wir kehrten, getrennt von einander, nach Paris zurück. Welche traurige Reise! Ich wurde sogleich nach den Madelonnettes gebracht und hörte da einen ganzen Monat lang nichts von meinem Manne und nichts von dem Geliebten. Zum Glück befanden sich in dem Hause einige Büßende aus guter Familie, die das Lachen nicht verlernt hatten. Man ließ uns überhaupt ziemlich viel Freiheit; früh und Abends durften die Begünstigsten in dem Garten umher gehen. Ich hatte ebenfalls diese Erlaubniß erhalten trotz dem Procurator. In dem Garten vergnügten wir uns wie Kinder, liefen Schmetterlingen nach und warfen einander mit Rosen. Wir erzählten einander sogar unsere Geschichte, und statt etwas zu verheimlichen, übertrieb man wohl noch. Ich hörte hier die schönsten Liebeslügen. So ermuthigte Eine die Andere, statt Buße zu thun, zum Beharren bei der Sünde; man spottete und lachte über den betrogenen Mann, nannte ihn einen Tyrannen und trug den Geliebten im Herzen.

Nach sechs Wochen endlich zeigte man mir an, der Procurator würde in dem Sprachzimmer erscheinen, um mir meine Begnadigung zu gewähren, wenn ich wahre Reue zeige. Er kam und ich nahm ihn sehr übel auf; er kam mir häßlicher vor als je. Sobald er von einem Vergleich sprach, dictirte ich ihm meine Bedingungen, statt die seinigen anzuhören, und verlangte, vollkommen frei zu leben, in die Komödie, auf die Promenade, in die Kirche zu gehen und das Fenster öffnen zu dürfen, so oft es mir gefalle. — „Sehr wohl," antwortete er wuthschäumend darauf, „so bleiben Sie noch zwei Jahre hier; wenn ich Ihnen dann nicht Verzeihung gewähre, wird man Sie geißeln und Ihnen das Haar abschneiden. Sie werden das schwarze Gewand der Büßerinnen anlegen."

Damit entfernte sich der Procurator und kam nicht wieder.

Den nächsten Tag glaubte ich ihn wiedersehen zu müssen; man berief mich von Neuem in das Sprachzimmer und ich traf dort seinen Secretair, der mir schweigend einen Brief übergab; ich entschloß mich schwer dazu, ihn anzunehmen. „Nehmen Sie, nehmen Sie, Madame," sagte er im Tone des Mitleides, „nehmen Sie, Sie werden es nicht bereuen." Ich nahm den Brief und erbrach ihn. Wie groß war meine Ueberraschung und Freude, als ich die Handschrift meines theuren Montbrun erkannte! Ich erröthete und erbleichte und begab mich eilig in meine Zelle, um ihn still und ungestört zu lesen.

„Geliebte," schrieb er, „endlich weiß ich, wo Du bist. Mein Herz suchte Dich überall. Ohne den braven Mann, der Dir diesen Brief übergeben wird, suchte ich wahrscheinlich noch immer vergebens. Wie! Dein Mann hat die Schändlichkeit begangen, Dich wie ein ehrloses Mädchen in den Madelonnetten einsperren zu lassen? Aber wenn Dich Gott betrübt hat mit einem Manne, der Dich verfolgt, hat er Dir einen andern zur Vertheidigung gegeben. Mir ist es gelungen, an dem Thore von Paris zu entkommen, und ich entfloh blos in der Absicht, um Dich wieder aufzusuchen. Ich habe mir vorgenommen, Dich zum zweiten Male zu entführen. Du weißt, wie schön das ist; die Geliebte entführen, sich von dem Geliebten entführen lassen, heißt das Paradies der Liebe betreten. Doch später wollen wir von Liebe sprechen, bald, diese Nacht noch, denn diese Nacht wird uns wieder vereinigen. Sei muthig und fest und halte Dich um elf Uhr allein am Ende des Gartens auf. Dort trennt uns nur eine Mauer, aber mit einer Strickleiter und einem ergebenen Diener werden wir bald beisammen sein. Dies Mal fliehen wir in einem guten Wagen und schlagen einen andern Weg ein; geleite uns der Himmel!

Philipp von Montbrun."

Alles ging vortrefflich. Ich meldete mich krank, versteckte mich Abends im Garten, hörte nicht auf die Stimmen, die mich riefen, und wartete. Montbrun kam mit der Leiter und dem Wagen. Um Mitternacht waren wir schon weit fort und in Compiegne stiegen wir unter falschem Namen aus.

Hier lebten wir zwei Monate ganz still und unbekannt, aber sehr glücklich. Trotz unserer Liebe langweilte uns indeß allmälich diese Lebensweise, ihn namentlich. Als der Winter kam, wurde der Wald, den wir so sehr liebten, unzugänglich.

Zu Ende Decembers verließ mich Montbrun, um mündlich einen Brief des Herrn von Penthièvre zu beantworten. Ich hoffte ihn nach vier Tagen wieder zu sehen, aber es vergingen drei lange, lange Wochen, ohne daß er zurückkam. Als er endlich wieder erschien, hatte sich sein Benehmen sehr geändert, und ich bemerkte bald, daß sein Herz anderswo sei. Bald reisete er wieder fort und kam nicht wieder. Mein Herz brach er vollends, als er mir eine Summe Geld schickte ohne einen Brief. Ich erkannte mein ganzes Unglück.

Mitten im Winter reisete ich nach Paris, und es gelang mir nach vieler Anstrengung, seinen Aufenthaltsort ausfindig zu machen. Ich wurde gestraft da, wo ich gesündigt hatte. Montbrun hatte eine andere Geliebte.

Diese kannte die Männer und hielt ihn immer an der Kette. Meine Verzweiflung war so groß, daß ich mich entschloß, zu ihren Füßen zu sterben. Was konnte ich auch Besseres thun? Ich kaufte deshalb einen Dolch, kleidete mich als Modenhändlerin und erschien eines Morgens in der Wohnung der fraglichen Dame, überzeugt, den Ungetreuen da zu finden. Nachdem ich eine Stunde im Vorzimmer gewartet hatte, geruhete man mir eine Audienz zu bewilligen. Da ich wußte, daß die Dame sehr kokett war, hatte ich ihr sagen lassen, ich bringe ihr die neuesten flandrischen Spitzen.

Ich trat in das Schlafgemach ein und sah auf den ersten Blick

die großen Bettvorhänge sich bewegen. Wie zitterte ich! Die Dame erwartete mich vor dem Kamine in einem reizenden Negligé. Sie war schön, blond, zwar ohne besondern Ausdruck, aber reich an Reizen. Ich öffnete vor ihr meine Spitzenschachtel; sie griff rasch hinein und besah Alles mit ziemlicher Mißachtung; endlich fand sie ein Stück, das ihr gefiel; sie legte es über ihre halbentblößten Schultern und betrachtete sich im Spiegel. Ich hielt nicht länger an mich, trat rasch an das Bett und warf dem Ungetreuen einen zerschmetternden Blick zu. Er erbleichte. „Sie sind es?“ fragte er unruhig. — „Ja, ich bin es,“ antwortete ich und griff nach dem Dolche.

Die Dame kam mit einem gellenden Schrei auf mich zu. „Keinen Schritt weiter!“ sprach ich drohend zu ihr, und sie fiel in Ohnmacht.

Montbrun, der sie mit Bedauern am Fuße des Bettes umsinken sah, eilte ihr zu Hülfe und beleidigte mich durch Worte und Geberden. Dies steigerte meinen Haß und meine Rache auf das Aeußerste; ich schwang meinen Dolch und rief, indem ich mich auf Montbrun stürzte, „Grausamer!“ Und der Doch traf sein Herz, das Herz, das mich so sehr geliebt hatte.

Kaum hatte ich die That vollbracht, als ich wankte, auf die Kniee vor dem Bette niedersank und die Hand meines armen Geliebten mit Küssen bedeckte. „Ich bin verloren!“ sprach er leise, ohne Groll und ohne mir die Hand zu entziehen.

In diesem Augenblicke trat erschrocken ein Kammermädchen ein. Montbrun hatte noch so viel Geistesgegenwart, um mich retten zu wollen.

„Es ist nichts,“ sagte er zu dem Kammermädchen, „komme in einer Viertelstunde wieder.“

— „Ja, in einer Viertelstunde wird Alles vorüber sein,“ setzte ich hinzu.

Ich hob den Dolch auf, war aber ganz kraft- und muthlos,

und meine Hand sank, ohne daß ich mir den Stoß versetzen konnte, den ich mir bestimmt hatte.

„Gnade! Gnade!“ rief Montbrun, der sich wieder etwas erholte, „entferne Dich schnell, arme Marie, ich glaube, die Wunde ist nicht tödtlich. Geh', ich werde mich in meine Wohnung bringen lassen; komm dahin.“

Wird man es glauben? Ich war schlecht genug, Montbrun auf dem Todtenbette zu verlassen.

Ich kam ohne Hinderniß aus dem Hause hinaus. Er starb ohne Zweifel eine Stunde darauf, neben einer andern, auf die ich noch eifersüchtig bin. Ich wartete bis um Mitternacht in der Straße Hautefeuille, ging am andern Tage wieder dahin und endlich erfuhr ich seinen Tod. Seine Geliebte wurde nicht angeklagt; er hatte Zeit gehabt, in seinem Testamente sich selbst anzuklagen. Ich erfuhr Alles dies durch die Ausrufer. Der Name Montbrun wurde nicht genannt, aber er war es, ich wußte es. Feig genug klagte ich mich nicht an. Ich trug mein Verbrechen in der Stille und lebte allein mit meinem Schmerze. Ich wohnte in der Straße Hautefeuille, als müßte der arme Montbrun wieder dahin kommen. Den Winter verbrachte ich auf die traurigste Weise von der Welt und unter den bittersten Thränen. Als der Frühling wieder kam, wich der Schatten Montbrun's allmälig weiter und weiter von mir zurück, und ich fühlte mich wieder verjüngt. Ich hatte eine Gefährtin aus dem Kloster gefunden, die sich ebensowenig gebessert hatte als ich; ich besuchte sie immer häufiger; es fand sich bei ihr immer eine zahlreiche Gesellschaft junger Herren ein, die auch mich allmälig aufheiterten. Da ich keinen Einzelnen lieben konnte, so liebte ich Alle. Ich wurde schlimmer, als ich gewesen war, und vergaß endlich selbst meine Kinder.

Die Feder sträubt sich. Warum sollte ich auch die traurigste Zeit meines Lebens schildern? Was soll ich mehr sagen, als daß ich ein ganzes Jahr in diesen Verirrungen verbrachte.

Ob ich gleich einen andern Namen angenommen hatte, so machte mich der Procurator doch endlich ausfindig und erlangte diesmal ein schreckliches Urtheil gegen mich, lebenslängliches Gefängniß. Man brachte mich nach St. Pelagie, wo es weder Garten, noch Promenade, noch Gefährtinnen, noch einen Geliebten giebt, der über mich wacht, St. Pelagie, das halboffene Grab.

Nur eine Erinnerung, die mich tröstet, ist mir geblieben, die Erinnerung an Montbrun, den Einzigen, den ich geliebt habe. Den Dolch, der sich mit seinem Blute färbte, habe ich stets auf meinem Herzen getragen. Dieser Dolch hat noch Jemanden zu treffen."

7.

Den Tag, nach dem er dieses traurige Geständniß gelesen hatte, fand Heinrich Marien noch niedergeschlagener. Als sie ihn eintreten sah, ließ sie schweigend das Haupt sinken wie vor ihrem Richter. Er reichte ihr die Hand und sie hielt ihm die ihrige hin, ohne ihn anzusehen.

„Marie," sagte Heinrich mit fester Stimme, „ich heirathe Sie vor Gott und den Menschen."

Sie sank auf ihre Kniee vor ihm nieder.

— „Ich habe nichts mehr zu sagen," flüsterte sie; „Sie sind mein Gebieter und ich werde Ihren Befehlen gehorchen."

„Gnade, Madame, sprechen Sie nicht also. Ich heirathe Sie nicht Ihret-, sondern meinetwegen; ich heirathe Sie, weil ich Sie liebe; es ist das kein Opfer. Weit entfernt, Ihr Gebieter zu sein, bin ich nur Ihr ergebener Sklave."

Heinrich Thome hatte das Heirathsgesuch bei demselben Gerichte eingegeben, welches die Bitte Mariens zurückgewiesen. Dieses Gesuch war würdevoll und einfach, eine schöne Vertheidigungsschrift Mariens.

Das Gesuch wurde durch den Advocaten so wohl unterstützt, daß der Gerichtshof dasselbe genehmigte.

Sobald aber das Urtel gesprochen war, trat die Familie des Procurators mit der Verurtheilung dagegen auf, welche der Verstorbene erlangt hatte, und mit dem Testamente desselben. Die Familie bot Alles auf, um den letzten Wunsch des Procurators in Erfüllung zu bringen, und trieb selbst die Kinder gegen ihre Mutter.

Bis zur Entscheidung des Processes verbrachte Heinrich alle Nachmittage bei Marien. Ihre Liebe wurde immer vertrauensvoller und zärtlicher; sie eröffneten einander ihre Herzen, ihre Hoffnungen und Besorgnisse; sie beteten, trösteten und liebten einander.

Eines Tages traf Heinrich Marien im innigen Gebete.

„Ich hielt Sie nicht für so fromm, Marie."

— „Sie haben mich gelehrt, Gott zu lieben," antwortete sie ihm, indem sie die Augen zum Himmel erhob. „Ich betete zwar auch, ehe ich Sie kannte, aber wie oft entweihete ich das Gebet durch Zorn, Stolz und Haß. Ich lehnte mich auf gegen die Welt, die mich mit ihrer ganzen Verachtung niederbeugte; keine einzige mitleidige Seele ermuthigte meine Thränen und richtete mein armes Herz auf. Da kamen Sie; Sie liebten die, welche die Welt von sich stieß, Sie fanden in meinem Herzen die Quelle der Thränen wieder; ich habe geweint, nicht aus Zorn, sondern aus Liebe und Reue; ich habe Sie, ich habe Gott geliebt. Ach, Heinrich, Sie sind mein Retter!"

Der außerordentliche Proceß kam im Juli 1684 zur Verhandlung. Der berühmte Talon erschien als Generalanwalt. Man berief Marien von Joysel und deren Kinder; die väterlichen und mütterlichen Verwandten, Karl Heinrich Thome, den Bewerber; den Canonicus Leblanc, die Superiorin von St. Pelagie, die Schwester Martha und einige Andere. Aus der Stadt und vom Hofe war eine Menge Neugieriger gekommen. Seit einem halben Jahrhundert hatte kein berühmterer Proceß so die Neugierde

gereizt. Man beklagte Marien, interessirte sich für Heinrich Thome und wollte sie neben einander sehen.

Marie von Joysel kam im Gewand einer Büßenden, in schwarzem Leibchen mit großen Aermeln, grauem Rocke und einem einfachen Häubchen, das die Haare verhüllte. Trotz dieser Kleidung machte ihre Schönheit allgemeines Aufsehen. Sie schien sich um die Neugierigen nicht zu kümmern; in ihren Zügen lag Ergebung, und von Zeit zu Zeit warf sie unwillkürlich einen zerstreuten Blick auf Heinrich, der mit seinem Oheim an der Schranke stand. Bisweilen sah sie auch ihre beiden kleinen Töchter, die ganz vergessen hatten, daß sie ihre Mutter sei, mit unaussprechlichem Schmerze an. Sie saßen neben ihrem Vormunde, ihrem Advocaten und einigen Verwandten ihres Vaters.

Vor dem Eintritte des Gerichts erregte ein kleiner Zufall lebhaft die Neugierde. Eine alte Dame sank mit Thränen in den Augen in die Arme Mariens; es war ihre Tante, die alte Vicomtesse von Montreuil, die Schwester ihrer Mutter. Sie nahm Marien an der Hand, sprach von tausenderlei Dingen auf einmal, gab ihren Advocaten Rathschläge 2c. Dann fragte sie, wo Heinrich Thome sei, ging zu ihm und sah ihn lächelnd und mit einer Thräne im Auge an.

„Was Sie da thun, mein Sohn, ist sehr gut. Rechnen Sie auf mein Vermögen und meine Freundschaft.“

In diesem Augenblicke erschien der Gerichtshof.

Der Advocat Fournier, der ein berühmter Redner war, nahm zuerst das Wort, um das Gesuch Heinrich Thome's auseinanderzusetzen. Nachdem er von der Familie desselben und von der Reue der Wittwe des Procurators gesprochen hatte, hoffte er, wie er sagte, daß der Hof ihm erlauben würde, den höchsten Grad der christlichen Liebe auszuüben, den jemals ein Gerichtshof kennen gelernt habe; nicht die Reichthümer reizten ihn bei diesem guten Werke, da Marie von Joysel nichts mehr besitze.

Der Advocat ließ den Canonicus Leblanc und die Superiorin vortreten als Zeugen für die Buße und Reue Mariens, und sie ließen derselben alle Gerechtigkeit widerfahren.

Dann fuhr der Advocat wieder fort: „Meine Herren, da die Freiheit das erste Gut ist, so muß natürlich Marie von Joysel, die dieses kostbare Gut verloren hat, annehmen, daß durch die Ehe ihre Fesseln gebrochen werden. Ihre Forderung gründet sich auf das Gesetz Gottes und der Menschen, auf das der Familie und auf die Buße, die sie für ihre Verbrechen gethan hat.

„Ein Gatte hat allein ihr Unglück verursacht, ein Gatte soll es ihr vergelten; die Heirath, die ihr so verderblich war, wird jetzt ihr Heil; sie findet den Hafen, wo sie Schiffbruch litt. Wenn Sie ihr die Gnade bewilligen, die sie erbittet, wird sie nie vergessen, daß Sie die Menschlichkeit mit der Gerechtigkeit verbinden."

Darauf begann der Advocat der väterlichen Familie eine lange für Marien von Joysel höchst beleidigende Rede; er entwarf eine entsetzliche Schilderung von ihrem Leben, beschuldigte sie, ihren Gatten durch den Aerger umgebracht zu haben, den sie ihm verursacht, und sprach selbst von Gift. Man nahm indeß diese Beschuldigung mit einem allgemeinen Gemurmel des Unwillens auf. Jedermann bemerkte mit wahrem Schmerze, daß die beiden unglücklichen Kinder durch ihre Geberden alle Beleidigungen des Advocaten zu bestätigen schienen. Man fragte sie und sie erzählten, was bei dem Tode ihres Vaters geschehen war; aber man sah auch, daß ihnen diese Geschichte eingelernt worden war.

8.

In diesem Augenblicke wurde die Feierlichkeit der Debatten durch das Erscheinen eines unerwarteten Zuschauers auf seltsame Weise unterbrochen. Alle Blicke richteten sich auf den Neuangekommenen, der kein Aufsehen machen zu wollen schien. Er war ein noch junger Benedictiner, bleich und hager zum Erbarmen.

In seinen Zügen lag unter einer Maske von Demuth ein gewisser edler Stolz, der von vornehmer Geburt, von Geist und Schmerz zeigte. Obgleich die Zuschauermenge sehr gedrängt stand, schritt er doch durch dieselbe hindurch, ohne viel Unzufriedenheit und Störung zu veranlassen. Etwa zwanzig Schritte von Marien blieb er stehen; er betrachtete sie mit sanften traurigen Blicken und stützte sich auf das Geländer, welches die Neugierigen von den Richtern trennte, neigte seufzend seine Stirn und schien sich zu sammeln.

Marie, die sehr bewegt war, da sie sich durch ihre Kinder so grausam angeklagt sah, achtete Anfangs nicht auf die neue Gestalt; als sie aber ihre Blicke auf dieselbe richtete, erbebte sie. Heinrich Thome, der sie fortwährend beobachtete, erschrak über ihr plötzliches Erbleichen und schien sie durch seine Unruhe um die Ursache zu fragen. Sie aber achtete nicht darauf, sondern blickte noch immer den Benedictiner an, der schreckiche Erinnerungen in ihr zu wecken schien.

„Wenn er es wäre!“ dachte sie erschreckt und erstaunt, „wenn er es wäre!“

Sie strich mit den Händen über die Augen, als wollte sie sich überzeugen, daß sie nicht träume.

„Nein,“ sagte sie bei sich, „ich träume nicht, aber er ist es nicht. Woher und warum kommt dieser Mann?“

Die Debatten gingen unterdeß weiter. Der Advocat der Gegenpartei las sogar Mariens Selbstgeständnisse, die man ihr in St. Pelagie weggenommen hatte.

Bald darauf verlangte der Benedictiner, der bis dahin ernst und schweigend dagestanden hatte, auf die Bank der Zeugen geführt zu werden, da er Eröffnungen zu machen habe.

Ein Diener des Gerichts öffnete die Schranken. Der Benedictiner setzte sich schweigend neben den Canonicus Leblanc, in der Nähe Mariens, nieder.

„Ach, mein Gott!“ flüsterte er, indem er die Augen gen Himmel erhob, „gieb mir Kraft, mein Herz zu beruhigen.“

Als er sah, daß Marie ihn mit großer Unruhe betrachtete, zog er seine Kapuze über das Gesicht und wendete den Kopf ein wenig bei Seite.

Als der Advocat die Geständnisse Mariens zu Ende gelesen hatte, erhob sich der Benedictiner langsam und trat vor.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Präsident mit einer innern Bewegung, die er kaum zu bewältigen vermochte.

— „Wer ich bin?“ antwortete der Benedictiner, indem er seine Kapuze zurückschlug. „Fragen Sie Marie von Joysel.“

Er wendete sich an die Unglückliche, die einen Angstschrei ausstieß und halb todt in die Arme ihrer Tante und eines Dieners des Gerichts sank.

Die Neugierde war gespannter als je; alle Damen auf der Galerie erhoben sich und blickten nach dem finstern Benedictiner und der bleichen Marie von Joysel. Thome war bestürzt, außer sich, und als er seine Unruhe nicht länger beherrschen konnte, wendete er sich plötzlich mit einer gebieterischen Geberde an den Benedictiner und sagte:

„Wer sind Sie, Herr?“

— „Ich bin Philipp von Montbrun,“ antwortete der Mönch ernst; „ja ich bin Philipp von Montbrun, man beschuldige also die Frau nicht des Mordes, man klage sie nicht an wegen ihrer Fehler; Gott, der sie weinen sah, hat ihr verziehen. Treiben Sie Ihren Zorn nicht weiter; ich komme hierher durch die Barmherzigkeit Gottes, nach den heiligen Vorschriften des Evangeliums. Ich trage größere Schuld als diese Frau; ich war der böse Geist, als sie noch ein Engel war an Schönheit und Tugend; ich war die Schlange, die sie die Sünde lehrte. Aber es giebt noch einen Schuldigern, als mich; dieser erste Schuldige ist mein Vetter, der Procurator Peter Gars de La Verrière. Die Ehe ist ein gött-

liches und menschliches Gesetz, das den Mann heilig mit der Frau verbindet; aber der Procurator war kein Mann; er hatte durch das Alter Alles verloren, was uns Gott Edles, Großes gegeben; er besaß kein Herz und keine Seele. Ich weiß wohl, daß es von erhabener Ergebung gezeigt haben würde, wenn Marie von Joysel diesem Manne ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihre Tugend gewidmet hätte, aber das Weib ist schwach; Gott hat es also erschaffen."

Der Präsident unterbrach Montbrun.

„Mein Bruder," sagte er etwas trocken zu ihm; „wir verlangen keine Predigt von Euch; wir sitzen hier nicht in der Schule. Sagt einfach, wie es möglich ist, daß Ihr, Philipp von Montbrun, hier seid."

— „Marie von Joysel hat nicht Alles gesagt; sie hat sich allein angeklagt und hätte mich schwerer beschuldigen sollen, aber das gehört nicht zur Sache. Ich bin hierher gekommen, als ich von dem Prior unserer Abtei vernahm, was hier vorgeht; ich wollte die Sünderin in ihrer Reue wiedersehen und hoffte, es würde mir erlaubt sein, meine Stimme zu ihren Gunsten zu erheben."

Montbrun trat näher zu Marien, die sich wieder erholte. Sie sah und hörte ihren ersten Geliebten, ohne ihren Augen und Ohren zu glauben.

„Sie! Sie!" sprach sie, indem sie mit den Händen über die Stirn strich.

Montbrun trat noch näher.

„Wo bin ich? Mein Gott!" rief sie erbebend aus.

Der Generalprocurator hatte das Wort ergriffen. Montbrun konnte einige Worte zu Marien sagen, ohne daß es die Neugierigen hörten.

— „Fürchten Sie nichts, Marie, ich komme nicht, um mich zu beklagen, sondern um Ihnen Muth einzusprechen; ich bin todt für diese Welt, für die Welt, in der Sie leben, Marie. Ich habe Allem entsagt und flüchtete mich zu dem Gebete und der Liebe

Gottes; diese Liebe täuscht nicht, sie ist die einzige ewige; die Thränen, die man dabei vergießt, sind die wonnereichsten. Leben Sie wohl; ich habe hier nichts mehr zu sagen und kehre für immer an meinen stillen Zufluchtsort zurück, um dort für Sie zu beten. Leben Sie wohl."

Er verbeugte sich, zog die Kapuze wieder über das Gesicht und schritt ernst nach der Thüre zu.

„Lebt wohl!" sprach Marie seufzend.

Die Rede Talon's war merkwürdig, aber trocken, und drehte sich fast nur um citirte Stellen. Er wußte alle römischen und französischen Gesetze über den Ehebruch, ohne ein Beispiel für den vorliegenden Fall zu finden; er sprach für und gegen, um die Wahrheit recht deutlich vortreten zu lassen. Sein letztes Wort, das die Anwesenden mit Ungeduld, Marie und Heinrich mit Angst erwarteten, war für die Heirath.

Das Gericht erklärte sich für die Ansicht Talon's.

Als das Urtel gesprochen wurde, konnten Marie, Heinrich und die alte Tante die Thränen nicht zurückhalten. Marie wurde in das Gefängniß zurückgebracht, wo sie bis zu dem Hochzeitstage bleiben sollte. Die Frau von Montreuil verließ sie mit dem Versprechen, an jenem Tage ihren Wagen zu schicken, um sie an der Kirche abholen zu lassen. Sie wünschte, daß das junge Paar die erste Zeit der Ehe in ihrem Schlosse verbrächte.

9.

Den andern Tag, gegen zwei Uhr, als Heinrich Thome aus der Zelle trat, meldete die Schwester Martha den Besuch eines Benedictiners an. Marie erbleichte, wankte, sank auf einen Stuhl und schlug die Hände über das Gesicht. „Er!" sprach sie mit kaum vernehmlicher Stimme.

Er trat ein, ernst und schweigend.

„Meine Schwester," sprach er, „stehen Sie auf und kommen Sie zu mir; ich habe lange für Sie gebetet, wie für mich."

Da Marie nicht antwortete, fuhr er fort:

„Fürchten Sie nichts von mir, ich bin nur noch der Schatten Montbrun's, ein Schatten, der sich durch die Reue hindurch langsam zu dem ewigen Leben schleppt. Ich habe Sie geliebt, Marie, ich habe Sie verführt und irre geleitet; jetzt fühle ich nur noch Liebe zu dem Herrn, aber die Erinnerung an Sie stört mich noch immer oft in meinem Gebete; ich wollte Sie wiedersehen, Ihre Hand berühren, diese Hand, welche zwei Mal mein Herz traf.. Verzeihen Sie mir, . . es ist mein letzter Abschied hienieden . . Marie, Sie blicken mich nicht an, Sie hören nicht auf mich. Ich spreche und reiche Ihnen die Hand .., die Hand eines Bruders. Berühren Sie dieselbe und Alles ist vorüber."

Marie erhob langsam und mit einem Seufzer die Hand.

„Sie sind sehr grausam gewesen, Montbrun," sagte sie; „Sie ließen an meinem Herzen elf lange schreckliche Jahre mit dem Gedanken an Ihren Tod vorübergehen. Sie wissen nicht, was ich gethan habe, um meine Liebe und mein Verbrechen zu vergessen. Grausamer! Warum sagten Sie mir nicht, daß Sie aus dieser Welt zurück träten? Mit welcher traurigen vielleicht, aber meinem Herzen süßen Freude würde ich mich in ein Kloster geflüchtet haben, vielleicht fern von Ihnen, aber Ihnen nahe durch das Gebet, in Gedanken."

— „Ich will Ihnen nichts verheimlichen, Marie, denn mein Herz verbirgt sich nicht mehr. Die Frau, die Sie tödtlich verletzten, als Sie mich verwundeten, betete an diesem Tage zum ersten Male in ihrem Leben zu Gott, sie betete, um mich zu retten. Gott rettete mich vom Tode, Gott rettete mich zwei Mal, den Körper und die Seele, denn gerührt von dem Gebete meiner armen Geliebten betete ich auch, und Sie errathen, von welcher Zeit sich meine Bekehrung herschreibt. Sie hatte sich ebenfalls bekehrt und

begab sich zu ihrer Schwester in dem St. Margarethenkloster. Bei den Frauen überlebt indeß die Eifersucht die Liebe; sie nahm den Schleier erst, als ich geschworen hatte, der Welt zu entsagen und Ihnen, der Schönsten, vielleicht der Geliebtesten von Allen."

„Wie?" rief Marie, durch ihre neuerwachte frühere Liebe fortgerissen, „Sie liebten sie mehr, als mich?" Und sie stand bewegt auf.

— „Wer weiß es?" antwortete der Benedictiner; „Sie waren die Erste, sie war die Zweite, aber wir sind von den Zeiten der Stürme und Gefahren bereits weit entfernt."

„So weit!" sprach Marie. „Ach glücklich, glücklich, die vergessen!"

— „Sie, Marie, haben doch zuerst vergessen, mehr vergessen, als ich. Glauben Sie, daß ich kein Bußgewand angelegt habe, um hierher zu kommen."

Marie sank in die Arme des Benedictiners.

„Ach, Gott sei gelobt!" rief sie aus; „jetzt kann ich sterben. Ach, Montbrun, welche Freude, mit dem Gedanken zu sterben, daß Ihr Herz nach so langer Einsamkeit für mich nicht erkaltet ist!"

— „Marie! Marie! Gnade, suchen wir zu vergessen! Erinnern Sie sich, daß dieses Herz, das ich an dem meinigen schlagen fühle, weder mir, noch Ihnen mehr angehört, sondern dem edeln Manne, der Ihnen den Segen der Ehe und der Familie bringen will."

Marie zog sich aus den Armen Montbrun's zurück. „Heinrich Thome!" rief sie aus, während sie die Augen gen Himmel erhob, „Heinrich Thome! Ihn hatte ich vergessen."

Es folgte eine Pause auf diese Worte.

„Wenn mir es nicht mehr erlaubt ist," fuhr sie mit gesenktem Haupte fort, „mein Herz für mich oder für Sie zu besitzen, so kann ich es doch wenigstens zu Gott erheben."

— „Ja, Marie, da oben erwarte ich Sie. Sehen Sie meine Bläße und Mattigkeit; ich habe nicht viele Jahre mehr zu leben und werde vor Ihnen da oben sein."

„Vor mir? Das weiß Gott allein. Sie täuschen mich nochmals, denn Sie werden dort oben die Frau suchen, die Sie so sehr, zu sehr geliebt haben."

— „Vielleicht bis Sie ankommen."

Der Benedictiner lächelte so liebenswürdig wie sonst.

— „Doch," setzte er hinzu, „ich bereite mich, Abschied zu nehmen, denn wenn ich noch eine Stunde länger bei Ihnen bliebe, würde ich die elf vergangenen Jahre vergebens in Kampf mit meinem Herzen und in Reue verbracht haben. Leben Sie wohl, Marie."

„Ach," fiel sie mit einem Ausrufe des Schmerzes ein, „warum kamen Sie wieder?"

Montbrun hatte seinen ruhigen Gesichtsausdruck wieder erlangt.

— „Lebe wohl, meine Schwester!" sagte er.

Er reichte ihr die hagere weiße Hand, die Marie begierig ergriff.

„Nein, nein, Sie werden mich nicht so schnell verlassen. Bedenken Sie, daß wir einander zum letzten Male sehen!"

— „Auf der Erde."

„Ach, wenn ich überzeugt wäre, Sie im Himmel wiederzufinden!"

— „Hoffe auf Gott, Schwester."

„Sie dürfen so schnell nicht fort," sagte Marie zu dem Benedictiner; „ich habe Sie kaum gesehen, Sie haben kaum mit mir gesprochen. Erzählen Sie mir, was in den elf Jahren geschehen ist. Ich will Alles wissen."

— „Habe ich es nicht bereits gesagt? Ich war dem Tode nahe, man betete für mich, Gott bewegte mein Herz wie das derjenigen, welche betete; ich verdankte ihr mein Leben und sie erlaubte mir, mich Gott zu widmen."

„Aber ich wartete auf Sie in der Straße Hautefeuille, ich wartete da wie eine Wahnsinnige, Tag und Nacht, auf einem Steine. Warum ließen Sie mir nicht die Wahrheit sagen? Den dritten Tag hörte ich den Tod eines jungen Officiers ausrufen, der sich

in den Armen seiner Geliebten erstochen hätte, und ich kehrte, dem Tode nahe, in meine Wohnung zurück. Ich wollte auch sterben, aber hat ein Weib die Kraft zu sterben, wenn ihre Stunde noch nicht gekommen ist?"

— „Ich hörte unbestimmt, Du hättest Dich getröstet, Schwester; Du bist ein Weib, es war also ganz einfach. Vor vier Jahren erfuhr ich, unser unwürdiger Vetter, Peter Gars de La Verrière, habe Dich nach einem Urtel, das er durchgesetzt, lebenslänglich einkerkern lassen. Zweimal versuchte ich, zu Dir zu dringen; das erste Mal fand ich den Kerkermeister unbeugsam; ich ließ durch einen Brief unseres Priors den Herrn Erzbischof um die Erlaubniß ersuchen, in Deinen Kerker gehen zu dürfen; aber man antwortete nicht; erst auf mein zweites Schreiben, das ich in diesen Tagen absandte, antwortete er mir nach meinem Wunsche. Deine Geschichte hat überall Aufsehen gemacht, selbst in unsere Einsamkeit drang das Gerücht davon; mein Herz empörte sich, als ich vernahm, Deine Kinder würden gegen Dich zeugen, und ich begab mich in den Gerichtssaal, entschlossen, Dich im Nothfall zu vertheidigen, ohne mich zu erkennen zu geben; aber wie kann man sich verbergen, wenn das Herz so laut spricht! .. Lebe wohl, Marie, lebe wohl!"

Montbrun schritt schnell nach der Thüre der Zelle zu.

Sie eilte ihm nach, er aber entriß sich ihren Armen und entfernte sich, seine Thränen verbergend. Halbtodt sank sie auf ihr Bett.

10.

Montbrun war erschienen wie ein Schatten. Heinrich Thome, zärtlicher und ergebener als je, erlangte allmälig seine Herrschaft über Marie wieder, und so sah sie mit Freuden den Hochzeitstag herannahen.

Diese berühmte Hochzeit wurde drei Wochen nach dem Urtelsspruche gefeiert.

Als das Brautpaar die Kirche verließ, fanden sie, wie sie erwartet hatten, den Wagen der Frau von Montreuil; sie umarmten den alten Canonicus und fuhren ab. Die Reise war angenehm, aber still; trotz der Liebe Heinrichs hatte Marie Augenblicke der Trauer; wenn er von dem Glücke sprach, neigte sie das Haupt und schien sagen zu wollen: die Zeit ist vorüber; sprach er von Liebe, so blickte sie nach dem Himmel und schien wiederum zu sagen: die Zeit ist vorbei. Sobald sie aber sah, daß ihre Traurigkeit Heinrich betrübte, nahm sie ihre Maske der Heiterkeit und ihr liebliches Lächeln wieder an; sie täuschte sich selbst, um ihren Geliebten zu täuschen.

Es war ungefähr sechs Uhr, als sie in dem Schlosse ankamen. Sie stiegen in einem großen öden mit Gras bewachsenen Hofe vor einer Vortreppe ab, die durch zwei gewaltige Ulmen beschattet wurde. Die alte Frau von Montreuil kam ihnen bis daher entgegen, umarmte Marien mit mütterlicher Zärtlichkeit und nahm Heinrich wie ihren Sohn auf.

„Ihr wolltet allein sein,“ sagte sie, indem sie das junge Paar in ihr Zimmer geleitete, „und Ihr trefft es vortrefflich; mein Sohn ist zu seinem Regimente abgereist; der Pfarrer, der ziemlich neugierig ist, hoffte Euch zu sehen, ich bat ihn aber, bis morgen zu warten. Nun, setzt Euch, Kinder; wärme Dir die Füße, arme Marie, der Abend ist kühl. Du siehst recht blaß aus; die Reise hat Dich angegriffen. Armes Kind! es ist so lange her, daß Du nicht in das Freie gekommen bist. Wir wollen recht bald essen, damit Ihr Euch zur Ruhe begeben könnt .. Ja, das ist ein kostbares Bild.“

Marie hatte ein kleines Portrait ihrer Mutter von dem Kamine abgenommen.

„Nur mit Mühe habe ich das Portrait den Händen Deines Procurators entrissen. Ich sagte Dir wohl, Du möchtest ihm nicht trauen. Aber Du wolltest durchaus heirathen.“

— „Um Gotteswillen, Tante, sprechen wir nicht mehr davon.“

„Ja, lassen wir den Procurator in Ruhe. War die Reise glücklich? Wie gefallen Euch meine armen Pferde und mein alter Wagen? Vor zwanzig Jahren war meine Equipage freilich eleganter; jetzt ist Alles veraltet bei mir.“

— „Das Herz abgerechnet, liebe Tante, das immer noch jung ist wie sonst.“

„Du hast Recht; mein Haar ist ergraut, aber, wie Benserade sehr gut sagte, mein Herz hat der Winterschnee nicht erreicht.“

— „Und Ihre Katzen, Tante? Nach der Frau von La Sablière hatten Sie die schönsten Katzen im ganzen Lande.“

„Bei dem Essen werden sie in Regimentern angerückt kommen.“

Auch Heinrich nahm das Wort; er sprach von den Zerstreuungen des Alters, von dem Zauber der Erinnerung, von den Tröstungen der Natur und von der christlichen Liebe, und so gelang es ihm, die alte Tante völlig für sich zu gewinnen.

Das Abendessen war sehr angenehm, die Frau von Montreuil bemerkte nur mit Leidwesen, daß ihre Nichte kaum aß, und daß sie sich vergebens Mühe gab, wenn nicht heiter zu erscheinen, so doch wenigstens zu lächeln.

„Warum das nachdenkliche träumerische Wesen, mein Kind?“ fragte sie. „Ich finde Dich viel hübscher, wenn Du etwas lebhafter wirst. — Und Sie, Herr Neffe, was besorgen Sie? Ich sehe, daß ich hier überflüssig und lästig bin; die Liebe liebt die Stille, die Einsamkeit, wie mein Oheim, der Ritter von Tumières sagte, die Liebe ist gern unter vier Augen. Meine armen Augen freilich sollten eigentlich nicht mit zählen; ich müßte die Brille aufsetzen, wenn ich etwas sehen wollte.“

— „Glauben Sie uns, liebe Tante,“ entgegnete Marie, indem sie ihr die Hand reichte, „glauben Sie uns, daß wir glücklich und stolz darauf sind, Sie zum Zeugen unseres Glückes zu

haben. Wohin würden wir uns gewendet haben, wenn wir Sie nicht hätten?"

„Ach," fiel die Tante achselzuckend ein, „die Verliebten sind da nie in Verlegenheit; hat man einmal ein Herz, an das man das Haupt legen kann, so kümmert man sich um das Uebrige nicht; die Liebe ist eine große Baumeisterin, die überall Schlösser aufführen kann. Gebt Euch mehr Euren Gefühlen hin, Kinder, wenn Ihr mir Euer Vertrauen beweisen wollet; scheut Euch nicht, einander zu küssen; das wird Euch wohlthun und mir auch."

Marie lächelte höchst reizend und reichte Heinrich die Hand, der dieselbe mit Leidenschaft küßte.

„So ist es recht," fuhr die alte Frau von Montreuil fort; „Du siehst wenigstens nicht so aus, als ob Du aus dem Kloster kämest. Ich weiß wohl, daß die Erinnerung an Dein Unglück weder Dir noch ihm sehr angenehm sein kann, aber das ist ja vorüber, und über die Vergangenheit muß man einen Schleier breiten."

— „Ja," fiel Marie seufzend ein, „einen Schleier über die Vergangenheit."

Gegen das Ende des Abendessens war die Frau von Montreuil so heiter geworden, daß sie ein Liedchen von ihrem lieben Abbé von Chaulieu an die Göttin von Amathunt sang; dann plauderte sie noch eine Zeitlang sehr angenehm, endlich neigte sie das Haupt und schlief ein.

Eine Dienerin meldete Heinrich und Marien, daß Feuer in ihrem Zimmer angezündet sei. Heinrich warf einen liebenden Blick auf Marien, bot ihr die Hand, nahm ein Licht von dem Tische und sagte:

„Laß uns gehen."

Sie legte zärtlich ihre Hand auf das graue Haupt und steckte das Portrait ihrer Mutter in den Busen. Dann begaben sich Beide in ein reichgeschmücktes Zimmer. Die Wände waren mit Tapeten

bekleidet, auf denen man zärtliche Schäferscenen dargestellt sah; über den Thüren und den Spiegeln bemerkte man frisch gemalte Amoretten. Der Kamin war ebenfalls schön verziert.

Das Feuer, das in dem Kamine brannte, verbreitete einen lebhaften Glanz über ein großes Bett mit Baldachin, das eines Prinzen von Geblüt würdig gewesen wäre. Bei dem Anblicke der Vorhänge neigte Marie ihre Stirn an den Busen Heinrichs, der vor Liebe zitternd vor ihr stand.

„Marie,“ sagte er, „Du wirst mich einen traurigen Liebhaber nennen, aber mein Herz ist nun einmal so, daß ich über mein Glück erschrecke. Ich zittere wie ein Kind, das sich fürchtet, und wage Dir kaum zu sagen, daß und wie ich Dich liebe.“

— „Ich weiß es, Heinrich. Glaubst Du, daß ich nicht stolz bin auf diese so innige, so schüchterne Liebe? Auch ich zittere, Heinrich, denn ich wage kaum zu glauben, daß Dein junges Herz, dieser Schatz von Liebe, mir gehört, die ich desselben nicht würdig bin.“

Die letzten Worte wurden durch einen Kuß Heinrichs erstickt.

„Marie, Du bist der Liebe eines Königs werth! Glaube ich an alle die Mährchen, mit denen man Dich verfolgt hat? Du bist zu schön, um nicht das Opfer Deiner Schönheit gewesen zu sein. Woran denkst Du, Marie? Ach, Du liebst mich nicht! Ich bin in Deinen Augen nur ein Kind.“

— „Ja, ein Kind von Muth und Kraft, ein Kind, das ich liebe, als wäre ich seine Schwester, seine Mutter . .“

„Ach, Marie, Du liebst mich nicht, wie man einen Geliebten liebt!“

— „Habe ich nicht gesagt, daß ich Dich liebte von ganzem Herzen, mit ganzer Seele und für mein ganzes Leben?“

Marie schlug bei diesen Worten die Augen zum Himmel empor.

„Der Himmel erhöre Dich und segne uns!“

Marie klingelte.

„Warum klingelst Du, Marie?“

— „Daß man mir meine Toilette bringe.“

„Und warum verhüllst Du das schöne Haar, das meine Freude ist, das schöne Haar, das ich so oft im Traume in Locken auf dem Kissen schwimmen sah?“

— „Ich überlasse Dir von ganzem Herzen gern mein Haar.“

Kaum hatte Marie diese Worte gesagt, als der Geliebte mit ungestümem Eifer ihr die Locken lösete.

— „Ach!“ sagte sie, „das ist das Beste, was ich Dir zubringe.“

Sie hatte das schönste Haar, schwarz wie Rabenflügel und lang wie die Zweige der Trauerweiden.

„O wie schön bist Du so! Welche Anmuth! welcher Zauber!“

— „Ja, ich bin noch schön,“ sagte Marie zerstreut, indem sie sich in dem Spiegel betrachtete.

Eine Todtenblässe zog über ihre leicht gerötheten Wangen. In diesem Augenblicke öffnete eine Dienerin die Thüre.

— „Bring mir das Kästchen von Rosenholz,“ sagte Marie, indem sie ihr Haar wieder zusammen nahm.

Das Mädchen ging und kam bald wieder zurück. Während Heinrich hinter ihr die Thüre verschloß, öffnete Marie das Kästchen am Kamin. Sie nahm ein Schreibzeug, eine Feder und ein Blatt Papier heraus.

„Was fällt Dir ein?“ fragte Heinrich, als er zu ihr zurückkam, „wozu das Schreibgeräthe? Ist die Liebe ein Advocat?“

— „Wer weiß! Die Liebe hat Dir vielleicht eine Bittschrift zu übergeben.“

Da Heinrich durch diese Worte traurig gestimmt wurde, setzte sie heiter hinzu:

— „Gräme Dich nicht, Kind; ich lege die Feder nieder.“

„Weißt Du, daß Jedermann im Schlosse zur Ruhe gegangen ist?“

— „Ich glaube es," antwortete sie ironisch, „es ist ja schon acht Uhr! Du hast Dich nie so spät niedergelegt, nicht wahr?"

. . . .

Die Flammen im Kamine warfen ein lebhaftes helles Licht auf die großen Blumen des Bettvorhanges. .

. . . .

Heinrich schlief ein, gewiegt von den zärtlich liebevollen Worten Mariens. Sie richtete den Kopf auf und betrachtete ihn. Aber sie konnte die Thränen nicht zurückhalten, drehete sich um und faltete inbrünstig die Hände.

Nach einem Gebete stieg sie wieder aus dem Bette, trat mit den niedlichen Füßen in Atlasschuhe, warf einen Mantel über ihre zitternden Schultern, trat an den Kamin und ergriff mit bewegter Hand die Feder. Sie schrieb unter Thränen wohl über zwei Stunden lang. Von Zeit zu Zeit sah sie ängstlich nach dem Bette. Als sie fertig war, stand sie auf und betrachtete sich mit trauriger Neugierde in dem Spiegel. Sie ging einige Male im Zimmer auf und ab, trat dann an ein Fenster und zog die Vorhänge zurück, um den Himmel zu sehen. Am Himmel schwammen kleine duftige Wölkchen; nur hier und da glänzten die Sterne durch diese schwimmende Gaze hindurch; der Wind rauschte sanft in den alten Bäumen des Parkes.

„Wie schön wird morgen das Wetter sein!" sprach Marie mit einem Seufzer; „er wird in den Strahlen der Sonne erwachen, unter dem Gesange der Vögel. Ich öffne das Fenster; der Wind wird dann den Duft des Morgens und das Lied der Lerche bis zu unserem Bette tragen."

Sie blickte nach dem Bette; Heinrich schlief noch immer.

„Mich friert!" sprach sie schauernd. „Es ist Zeit, daß ich mich wieder neben ihn lege."

Sie ging nochmals bis an den Kamin, wo sie lange das Portrait ihrer Mutter betrachtete. „Ach, mein Gott!" mur-

melte sie; „ich danke Dir für den Muth, den Du mir gegeben hast.“

Als sie sich wieder niedergelegt hatte, betrachtete sie länger als eine halbe Stunde liebevoll ihren jugendlichen Gatten; endlich, als sie dem Schlafe nicht länger widerstehen konnte, küßte sie ihn sanft auf die Stirn, lösete ihre Locken auf, breitete das lange Haar um sich, neigte den Kopf an die Stirn Heinrichs, nahm seine Hand in die ihrige und schlief nach einem langen Seufzer ein.

11.

Als Heinrich erwachte, brach der Tag allmälig an; die erste Gluth der Morgenröthe strahlte in dem Zimmer wider; draußen war es still und geräuschlos, und man hörte nur das eigenthümliche Summen, das sich beim Erwachen der Natur verbreitet. Er wagte kaum aufzuathmen, aus Besorgniß, Marien zu wecken; er sah ihren Kopf halb von einer Falte des Kopfkissens verhüllt, halb von dem langen Haar verschleiert. Er wartete mit süßer Ungeduld, daß der erste Sonnenstrahl ihre geliebten schönen Züge erhellen werde. Die Geliebte, die er kaum zu besitzen gehofft hatte, lag da neben ihm, sein eigen, schöner als je; der Horizont, der von Gefängnißmauern geschlossen gewesen, war unter seinen Händen gesunken, und es lag ein anderer sonnenheller vor seinen entzückten Blicken. Er stand bei der Morgenröthe des Glückes, im Frühlinge seiner Liebe.

Dennoch lag in dieser Liebe eine störende Bitterkeit, die er nicht zu entfernen vermochte.

Mit einem Male traf ein Sonnenstrahl auf das Fenster und reichte bis an den Fuß des Bettes.

„Die Sonne geht auf, ich kann Marien wecken,“ dachte Heinrich bei sich und er strich mit leichter Hand das lange Haar seiner Geliebten zurück.

Er neigte sich über sie und drückte, im Voraus berauscht von

dem Kusse, den er ihr nehmen wollte, seine bebenden Lippen auf die Lippen Mariens, in demselben Augenblicke aber fuhr er in Entsetzen zurück.

„Marie!“ rief er bleich und wie vom Blitze getroffen, „Marie!“

Er konnte an seinem Unglücke nicht lange zweifeln; er sah, daß sie todt war.

Er nahm ihre Hände, hob sie auf, legte sie an seine Brust, weinte und betete, kurz er that Alles, was ihm die innigste Liebe, der verzweifeltste Schmerz eingab. Marie war todt; seine Küsse und Thränen vermochten nichts.

Eine Stunde lang saß er da über sie gebeugt, schluchzend, zärtlich sie anredend.

„Wo aber bin ich!“ fragte er sich plötzlich; „es kann Alles dies nur ein Traum sein.“

Er blickte auf und sah die frischen Bauermädchen auf der Tapete lächeln, sah die dickbackigen Liebesgötter über den Thüren und den blauen Himmel draußen. Noch immer glaubte er zu träumen; bald aber hörte er zwei Dienerinnen auf dem Gange draußen leise sprechen.

„Ach mein Gott!“ rief er dann, indem er aus dem Bette sprang; „es ist vorbei. Was soll ich thun? Warum ist sie, wie ist sie gestorben?“

Als er dem Kamine sich näherte, erblickte er den Brief, den Marie unter so vielen Thränen geschrieben hatte. Er nahm ihn fast mit Freude, überlas ihn, und jedes Wort des Abschiedes war wie ein Dolch, der ihm in das Herz drang:

„Was soll ich Dir schreiben, Heinrich? Ich werde sterben. Sterben, da ich nach so vielen Leiden durch Dich mein schönes Leben neu beginnen sehen könnte! Aber werde ich nicht da oben wieder leben und Dich erwarten? Ja sterben, denn ich kann es in dieser Stunde, da eine Thräne des Glückes aus Deinem Auge auf mein Herz gefallen ist. Heinrich, verzeihe mir, fluche der

nicht, die Du gesegnet hast; bedauere nicht, mich geliebt zu haben, denn ich werde jetzt mit Deiner Liebe vor Gott erscheinen, und er wird in seiner Barmherzigkeit die reuige Sünderin aufnehmen. Ich habe in dieser Welt so viel gelitten, daß man mir es in der andern zu Gute rechnen wird. Du bist mein erster Retter. Es gehörte Deine ganze edele Liebe dazu, um die irdischen Richter zu besänftigen; sie haben der verziehen, die eine so große Liebe einflößte. Und warum nicht leben in aller geweihten Freude dieser Liebe? Nein, nein; ich bin dem, der mich geliebt hat, immer verderblich gewesen. Ich muß sterben, denn wer weiß, ob Du nicht bald den Abgrund erkennen würdest, in den Du um meinetwillen hinabgestiegen bist. Dann würde ich für Dich nur eine Fessel sein. Ich könnte wohl Deinem Schmerze antworten: Du hast es gewollt; aber nein, ich fühle Mitleid mit einem edeln verirrten Herzen. Was könnte ich Dir bieten für so viele Liebe? — ein beflecktes Herz, das keine Ruhe finden kann, das immer die früheren Verirrungen vor sich sieht. Ach, ich habe Dich geliebt, ich sterbe in Liebe zu Dir, aber ich fühle auch, daß ich die Kraft nicht mehr habe, zu lieben. Deine Seele mußte in mein Herz dringen, um das göttliche Feuer in ihm wieder anzufachen. Ich muß es Dir sagen, Heinrich, sobald Du davon sprachst, mich zu heirathen, dachte ich an den Tod, aber ich dachte an ihn mit wahrem Wonnegefühle; sterben in Deiner Liebe, sterben und betrauert zu werden von einem großen Herzen, ich, die von aller Welt Verfluchte, was konnte ich Schöneres hoffen? Du hast mir Deinen Namen gegeben, die Heirath mit Dir war für mich eine neue Taufe, eine Taufe der Absolution. Das ist Alles, was ich noch von dem Leben erwartete, nebst einem Kusse Deiner jugendlichen Lippen auf meine Stirn; ist dieser Kuß nicht ein heiliges Diadem? .. Eben habe ich Opium genommen, und schon fühle ich die Wirkungen desselben .. Ach, mein Gott, gieb mir die Kraft, ruhig zu sterben! Heinrich, Heinrich, ich wage nicht zu Dir zu-

rückzukehren, ich würde durch Todeskälte Schaudern in Dir erregen. Armes Kind! Eine traurige Brautnacht! Ich habe nicht lange mehr zu leben; lebe wohl! lebe wohl! Dieser Brief ist mein Testament; ich wünsche, daß Du leben mögest, ohne mich zu beklagen, aber um mein Andenken zu vertheidigen. Armer Heinrich, wann Du erwachst, wirst Du allein sein, allein mit einer Todten! Ich bitte Dich um einen letzten Kuß auf mein langes Haar, das Deine Freude war . . Begrabe mich mit dem Portrait meiner Mutter. Lebe wohl! Lebe wohl! Marie."

Marie wurde in dem Schlosse Montreuil begraben. Nach einigen Tagen tiefer Trauer kehrte Heinrich zu seiner Familie zurück, aber er fand keinen Trost. Nach einem Jahre erschien er wieder in Paris, um seinen traurigen Erinnerungen näher zu sein. Er starb vor seinem alten Oheime, dem Canonicus. In den letzten Tagen sammelte er noch ein Mal seine Kräfte, um nach Montreuil zu gehen und eine Blume von dem Grabe Mariens zu pflücken.

Dr. **Diezmann.**

Inhalt des zweiten Theils.

	Seite
Das Veilchensträußchen	1
Varinka	36
Marie von Joysel	80

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nachtseiten der Gesellschaft eine Gallerie merkwürdiger Verbrechen und Rechtsfälle

Bd.: Zweiter Theil

1844

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2528(1/4#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11828053-4